

Aus den Tagebuchaufzeichnungen eines schlesischen Pfarrers 1945/46

von Golassowitz nach Kirchheim

Das ostwärts der Oder liegende Oberschlesien war schon immer ein begehrtes Land. Es ist ein reiches Land. Das wußten die Deutschen und die Polen, die es besiedelten. In der Geschichtswechselfolge gelang es aber keinem Volksstamm sich ganz und für sich allein das Land zu eignen zu machen. Liebenswürdigkeit, Gastfreundschaft und Humor kennzeichnen seine Bewohner. Unvergleichlich schön liegt es mit seinen Schornsteinen, Wäldern und Weiden. Es ist das Land mit dem „Dorf der Barmherzigkeit“, „Friedenshort von Mutter Eva von Thiele-Winckler, der rechten „Magd des Herrn“ deren ganze Sehnsucht und Liebe es war, Kindern und Alten, Kranken und Elenden zu helfen.

Dort wurde ich als Landwirtsssohn geboren. In Godow, Kreis Rybnik stand meine Wiege. In Sohrau absolvierte ich das humanistische Gymnasium, wo in mir schon früh der Wunsch erwacht war, Theologie zu studieren. Nach Beendigung des Studiums in Tübingen kam ich als Lehrvikar nach Nikolai. In der Auferstehungskirche zu Kattowitz wurde ich durch den Kirchenpräsidenten D. Voß ordiniert. In Königshütte und Kattowitz wurde ich als Pfarrverweser eingesetzt. In Katowitz lernte ich meine Frau, Christa Schwarzer, kennen und lieben.

Nun durfte ich meine erste Pfarrstelle, die nicht weit von meinem Geburtsort entfernt war, beziehen. Am 5. 1. 1941 wurde ich in der Kirche zu Golassowitz, Kreis Pleß, durch den Superintendenten Bolek feierlich eingeführt. Golassowitz liegt zwischen Seen und Wäldern. Hier verteidigte eine evangelische Gemeinde seit der Reformation bis zur Zeit Friedrich des Großen ihren Glauben. Erst von Friedrich dem Großen, der der Gegenreformation in Schlesien ein Ende setzte und den Evangelischen Glaubensfreiheit gab, erhielt sie die Erlaubnis, ein eigenes Gotteshaus zu bauen. Am Laurentiustag, den 10. August 1766 fand die Einweihung der neu erbauten großen und schönen Kirche statt. Seitdem beginnt die Gemeinde alle Jahre am Laurentiustag das Kirchweiherinnerungsfest, „Laurentius“ genannt.

Es war ein wahrer Kirchentag der ganzen Diözese Kattowitz. Wohl alle Gemeinden des Kirchenbezirks waren jedes Jahr auf dem Fest vertreten. Die große Kirche mit zwei Emporen konnte die Festgemeinde nie fassen. So wurden

immer drei Festgottesdienste gehalten. Golassowitz war eine lebendige Gemeinde die ihresgleichen sucht. In der Gemeinde Golassowitz existierte beim Heiligen Abendmahl die Elevation (Erhebung) von Brot und Wein. Die Einzelbeichte wurde zu allen Zeiten praktiziert. Das sich Bekreuzigen beim Beten sowie das Kreuzschlagen beim Segen und bei der Taufe wie das Vorantragen des Kreuzes bei Beerdigungen war eine feststehende Sitte. Beim Heiligen Abendmahl knieten die Kommunikanten nieder. Besonders beliebt waren die Gedächtnislieder für die Entschlafenen. Trotz der weiten Entfernung war der Gottesdienstbesuch sehr gut. Viele Jahrhunderte vorher, bis die Gemeinde ein eigenes Gotteshaus hatte, pilgerten die Vorfahren schon am Samstagnachmittag, um am Sonntag zu einem von „Buschpredigern“ in einem versteckten Walde heimlich gehaltenen Gottesdienst zu kommen. Der Glaube war Ihnen lieber als Haus und Hof und Heimat. Unsere Vorfahren ließen sich ihren evangelischen Glauben etwas kosten. — Luthers Kirchenpostille war der Hauptschatz aller Familien. Sie war der nie versiegende Brunnen der Kraft und des Trostes. Das Bild meines in der Hauspostille lesenden Vaters bleibt mir unvergeßlich. Die Gemeinde besaß neben einem schönen Pfarrhaus drei eigene Schulhäuser, ein großes Gemeindehaus, ein Jugendheim und ein Küsterhaus nebst einer Scheune und 100 Morgen Ackerland und Wiesen. Ein Kirchen- und Posauenchor und ein Frauenverein waren dienende Teile der Gemeinde. Eine Diakonisse sorgte für die Bedürftigen und Kranken. Der Pfarrer war mehr als nur das geistliche Oberhaupt der Gemeinde; er war gleichsam der Vater der Gemeinde. Hier durfte ich mit großer Freudigkeit 2600 Seelen betreuen. Konsistorialpräsident D. Hosemann aus Breslau meinte bei einem Besuch in Golassowitz: „In dieser schönen Gemeinde werden Sie gewiß bis zu Ihrem Tode bleiben.“ Niemand konnte ahnen, was noch kommen würde!

Unter dem Druck der Nationalsozialisten brachen 1940 schwere Sorgen über die Gemeinde herein. Die lebendige Gemeinde Golassowitz, die einem Meer von wogenden Getreidefeldern glich, sollte eine braune Fläche werden. Die „Deutschen Christen“ versuchten hier eine Spätlese zu halten. Der Stellvertreter des „Reichsbischofs“ kam selbst von Berlin nach Golassowitz, um seine Sache auszubreiten. Der Kirchenkampf entbrannte. Die Menschen litten seelische Not.

Ich sorgte nach Kräften dafür, die Gemeinde über die Irrlehre aufzuklären. Durch Predigt und Seelsorge konnte ich die Herzen der Gemeindeglieder gewinnen und die Gottesdienste wurden wieder gut besucht. Die Treue zur Kirche blieb unerschüttert. Gott schenkte eine新的 Aufblühen des Gemeindelebens. Der Staat, der jeden an Leib und Seele schützen sollte, forderte Opfer um Opfer. Fast jede Woche läutete die Sterbeglocke unserer Kirche. Die Klagentöne galten den Söhnen der Gemeinde, die fern von der Heimat ihr Leben gelassen hatten. Wie harte Schläge kamen die Todesanzeigen aus dem Feld, die Menschen bedurften des Trostes. Groß war daher der Schmerz, als die

Nachricht kam: Unser Pfarrer wird eingezogen! Die Trennung war für beide Teile schwer. Der Abschied zeigte, welch ein festes Band zwischen der Gemeinde und uns bestand. Im November 1942 wurde ich zur Wehrmacht einberufen. Der Komißbetrieb: Revierreinigen, Putzen, Flicken, Waffentreinigen und dazu die Kraftausdrücke des Unteroffiziers gefielen mir nicht. Der Geländedienst war ungeheuer anstrengend. Ich habe erlebt, wie gemein die Menschen sind ohne Jesus. Ich habe auch erfahren, wie das Wort Gottes stärken und trösten kann. Die Frage nach Gott wurde viel diskutiert. Während meiner Ausbildung in Liegnitz kreisten viele Gespräche mit Kameraden und Vorgesetzten um Jesus. Gern denke ich an die „Weihnachtsfeier 1942“. Die ganze Kompanie freute sich schon lange auf diese Weihnachtsfeier. Im großen Speisesaal hielten die Weihnachtslieder, die Freude verkündeten, weil Christus in die verlorene Welt gekommen war. Dann kam der Augenblick, wo ich das Weihnachtsevangelium bezeugen durfte. Ich spürte, wie die Herzen der Kameraden offen waren, um durch Jesus an der Ewigkeit teilzuhaben. Es verband mich mit den Kameraden eine herzliche Freundschaft. Nach der Grundausbildung wurde ich auf Grund meiner Sprachkenntnisse im März 1943 von Liegnitz zur Dolmetscherkompanie nach Breslau versetzt.

Meine junge Frau tat indessen den Gemeindedienst so gut sie es konnte. Sie hat sich in Golassowitz mit unseren beiden Buben Dieter und Christian gut eingelebt und hat die Gemeinde lieb gewonnen. Auch die Gemeindeglieder brachten ihr viel Liebe entgegen. Sie teilten miteinander Freud und Leid. Das Leid überwog. Die Hetze gegen die Kirche hörte trotz der schweren Zeit nicht auf. Der Ortsgruppenleiter beschlagnahmte stillschweigend das evangelische Gemeindehaus, um darin während der Sonntagsgottesdienste politische Versammlungen abzuhalten. Die Gemeindeglieder sollten der Kirche entfremdet werden. Alle drei evangelischen Schulen wurden enteignet. In dieser argen Zeit führte meine Frau die Kirchenpflege, die Registratur und erteilte Religions- und Konfirmandenunterricht. In den Gottesdiensten spielte sie Orgel.

Es fehlte völlig an kirchlichen Mitarbeitern. Die Männer standen an der Front oder sonst im Einsatz. Der Ortsgruppenleiter ging darauf aus, das kirchliche Leben in Golassowitz gänzlich lahm zu legen. Durch Bespitzelungen, Schikanen und Verhöre versuchte er meine Frau mürbe zu machen. Jesus hat ihr aber immer wieder neue Kraft geschenkt, die Reichsgottesarbeit zu verrichten. Die Gottesdienste und Kasualien hielt anfangs einer meiner emeritierten Vorgänger und später versorgte sich die Gemeinde selbst. Ein Kirchenältester hielt Lese-gottesdienste.

Nach meiner Versetzung nach Teschen unweit von Golassowitz im Herbst 1943 konnte ich die Sonnagsdienste in meiner Gemeinde versehen, bis mir eines Tages auf der Kommandantur eröffnet wurde: „Der Ortsgruppenleiter von Golassowitz verbietet Ihnen, in Ihrer Gemeinde die Gottesdienste zu halten.

Er weist auf das Gesetz hin, daß die Soldaten in der Öffentlichkeit keine Reden halten dürfen. Es tut mir leid. Wir müssen uns zunächst fügen.“ Das war für die Gemeinde und mich ein harter Schlag. Ich habe mich nun noch mehr meinem Auftrag als geistlicher Betreuer der Kriegsgefangenen gewidmet. Ich durfte in den Kriegsgefangenen-Lagern Gottesdienste einrichten und die Kriegsgefangenen um das Wort Gottes sammeln. Dieser missionarische Dienst führte mich kreuz und quer durchs Land. Ich war glücklich, daß ich mich ihrer Seelen annehmen durfte. Es war immer neu bedrückend zu sehen, wie die Kriegsgefangenen in der Gefangenschaft hinter dem Stacheldraht gehalten wurden. Wenn die Kriegsgefangenen ihre Choräle sangen und in den Gottesdiensten, die von den Geistlichen ihrer Konfession gehalten wurden, beteten, war das immer ein unbeschreiblicher Eindruck. So erlebte ich dann etwas von der Ökumene. Es gelang mir zu erwirken, daß in einer der evangelischen Kirchen Teschens orthodoxe Gottesdienste gehalten werden konnten. Sie bleiben mir unvergänglich. Ich habe bei russischen Kriegsgefangenen Christentum gesucht und gefunden. Selber begegnete ich allen mit Bruderliebe. Das brachte mich oft in Gefahr. Schließlich wurde ein Verfahren auf Amtsenthebung und Versetzung gegen mich eingeleitet. Aber der Glaube überdauerte alles. Infolge der über Nacht entstandenen Frontnähe und der Versetzung des Stabes in Alarmbereitschaft ist das Verfahren unaktuell geworden. Wie gern denke ich noch an den Dienst der Verteilung der Bibeln an die Kriegsgefangenen in russischer Sprache. Mein Herz schlug: Ach, wenn doch alle Menschen sich lieben würden! Es brauchte keine Feindschaft zu geben, keinen Völkerhaß! Ich fühlte mit jedem, der litt. Jesus brachte uns die Liebe zu allen Menschen. Und so konnte ich auch nicht anders als nur mit Güte den Kriegsgefangenen begegnen und ihnen helfen, wo und wie ich nur konnte. Es fehlte nicht viel, daß ich darüber in Haft geriet.

Es ist der 18. Januar 1945. Draußen liegt dicker Schnee. Eine lähmende Angst hängt seit Wochen schon wie eine dunkle Wolke über dem Land. Auf fernen Landstraßen hörte man Rollen schwerer Fahrzeuge. In den Nächten stiegen Lichter am Osthimmel auf. Das waren Zeichen der Front. Und nun jäh wie der Blitz wurde der Schrei laut: Die Russen sind durchgebrochen! Sie nähern sich unserer Heimat! Diese Nachricht ereilte mich auf einer Dienstreise in Beuthen. Ich war gerade mit einem orthodoxen Bruder unterwegs zum Gottesdienst auf ein Kriegsgefangenenkommando. Wir fuhren mit der Straßenbahn durch Beuthen. Da stiegen zwei Frauen ein und erzählten aufgeregt, wie es ihnen im letzten Augenblick gelungen sei aus Tschenstochau zu fliehen. Die Stadt sei unerwartet von den Russen eingenommen worden, und sie konnten sich noch durch Seitengassen retten. Sie berichteten weiter, wie die Sowjets den fliehenden Deutschen dauernd auf den Fersen seien. Ein Parteigenosse in Uniform schrie die Frauen nieder und bedrohte sie wegen Verbreitung von falschen Nachrichten mit Verhaftung. Ich machte mich darauf am selben Tage auf den Weg, um meine Familie in Sicherheit zu bringen.

Durch weiße Wolkenfetzen jagt der Mond. Endlos ist für mich die Straße von der Bahnstation Pawlowitz nach Golassowitz. Es ist Abend. Ich beschleunige den Schritt. Die Gedanken treiben mich vorwärts. Ich laufe an den verschneiten Bauernhöfen entlang. Das ganze Dorf hält den Atem an. Am Ausgang des Dorfes biegt die Straße nach rechts ab, und vor mir liegt der Pfarrgarten am Hügel. Die Pfarrhausfenster sind verdunkelt. Diese Nacht wird unsere letzte Nacht im Golassowitzer Pfarrhaus sein. „Du mußt mit den Kindern fort,“ begrüßte ich meine Frau. Es lief uns bei den Worten kalt über den Rücken. Wir zitterten. Erst nach einer Weile konnte ich sagen, was geschehen war. Während draußen dunkle Nacht war, gingen unsere Gedanken in eine ungewisse Zukunft. Ein nutzloses Grübeln trieb uns umher. Man wußte nicht, was verstecken und was mitnehmen. Für meine Frau stand das Reiseziel fest: Breslau. „Ich fahre zu meiner Mutter!“ Im Dorf war längst alles still geworden, die Menschen und Tiere schliefen. „Gott behüte euch!“ war mein Gebet. Wir machten noch einmal alle Schränke auf, ordneten Wäsche, Anzüge, Kleider und Schuhe ohne Worte. Im Amtszimmer legte ich alle Kirchenbücher in eine Kiste, die am nächsten Tag der Kirchendiener an einem sicheren Ort verstecken sollte. Es war bereits gegen Morgen. Wir wollten schlafen gehen und alles vergessen, aber vergeblich. Wir trösteten uns im Gebet: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt. Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“

Draußen strich der Morgenwind über das Feld, als wir das Vaterunser zum letzten Mal gemeinsam im Golassowitzer Pfarrhaus beteten und dann die Rucksäcke nahmen und zur Haustür hinausgingen. Ich tastete nach dem Schlüsselloch, während vom Kirchturm die Glocken läuteten. Am Nachmittag sollte ein Diakon aus der Nachbargemeinde Ruptau eine Beerdigung halten. Ich mußte denken: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Unser treues Gemeindeglied Malisius fuhr uns mit seiner alten Kutsche zum Bahnhof nach Pruchna. Unterwegs schauten wir nochmals hinüber auf die Kirchturmspitze. In der Laurentiuskirche wurden meine Vorfahren getauft, konfirmiert und getraut und auf dem Kirchhof ruhten sie. Zum letzten Mal hörten wir im Glockengeläut die Engel mitsingen.

Auf dem Bahnhof wimmelte es bereits von Menschen. Alle wollten fort, keiner wußte wohin. Die Nachricht von der Ostfront ließ unsere Heimat wie von fernem Erdbeben erzittern. Wie es an der Front aussah, wußte keiner zu sagen. Der Zug kam mit Verspätung an. Er war überfüllt. Wir konnten doch noch mit. Es war schwer zu begreifen, was geschah. Bald waren die Straßen mit Flüchtlingen übersät. Weihnachten konnten wir noch alle in unseren eigenen Häusern, fast wie im Frieden feiern. Die Winterstürme hatten bereits nachgelassen. Das von Frost erstarrte Gras auf den Wiesen wollte allmählich aus dem Winterschlaf aufwachen, da brach der Russe mit voller Gewalt wie ein

Taifun herein. Um Mittag kamen wir in Oderberg mit dem Zug an. Da mußten wir uns trennen. Ich mußte zu meiner Einheit nach Teschen zurück, und meine Frau stieg mit den Kindern in den Zug Richtung Heydebreck um. In Oderberg war alles still. Nur am Himmel zogen Flieger. Keiner wußte woher und wohin.

Und nun erzählt meine Frau:

Mit mehrstündiger Verspätung kam ich mit den Kindern mit dem Zug in Heydebreck an. Richtung Breslau gab es keine planmäßige Zugverbindung mehr. Der Bahnhof war von Menschen überfüllt. Über dem großen Industriezentrum von Heydebreck spielten sich Einzelkämpfe von Fliegern ab. Aus der Ferne war ein Splittern und Krachen zu hören. Die Schlachtflieger ließen ihre Bombenlast herunter. Überall knattert das Feuer. Es dämmert, bald wird es Nacht. Indem wird ein ankommender Zug gemeldet. Wirklich, er hält. Es entsteigen ihm mehrere uniformierte Parteimänner und gehen auf und ab. Es ist ein geschlossener Transportzug aus dem Osten. Keiner darf hinzusteigen.

„Mutti,“ sagte mein kleiner Dieter mit heller Stimme, „vielleicht dürfen wir mitfahren?“ — „Ach, Gott hilf!“ seufzte ich leise. Da sprang unerwartet eine Rote-Kreuz-Schwester aus einem der Waggons heraus und lief auf mich zu: „Wollen sie mit den Kleinen mit?“ Ich nickte. Und schon half sie mir einsteigen, verstaute meine Koffer und Rucksäcke, und die Buben setzten wir ins Gepäcknetz. Der Zug war übervoll. Bald fuhr er los. „Mutti,“ flüsterte der jüngere Christian, vielleicht wartet die liebe Oma auf uns?“ Ich dankte Gott, der uns geholfen. Gott tut Wunder.

Ich wollte mit meinen Kindern zu meiner Mutter nach Breslau. Der Flüchtlingstransportzug fuhr weiter nach dem Westen. In den Abendstunden trafen wir in Breslau am Hauptbahnhof ein. Ich dachte: Nun bin ich am Ziel und stieg mit den Kleinen aus. Die Straßenbahnen fuhren normal. Keine Trümmer, keine Ruinen. Irgendwo im Osten und Westen war Krieg. In Breslau vergaß man es. In der Kronprinzenstraße 58 wohnte meine Mutter. Sie war daheim. Wir besprachen alles, was uns bewegte. Sie hatte vor, uns am nächsten Tag aus Golassowitz zu holen. Das wäre aber nicht mehr gegangen. Urplötzlich setzten die Luftschutzsirenen ein. Es war kurz vor 19 Uhr. Wir sprangen auf und liefen mit den Kindern auf den Armen in den Keller. Der Hausmeister beruhigte alle: „Kein Grund zur Besorgnis! Es passiert nichts.“ Da fielen die Bomben. Die Wände der Keller erzitterten, das Haus wankte. Von der Kellerdecke fiel der Verputz, Sand und Staub wirbelten im Keller umher. Alle hatten Mund und Augen voll Sand. Aber wir waren unverletzt. Die Flackgeschütze bellten und die Flugzeuge dröhnten. Der Donner der Detonationen verschlang das Weinen und Beten. Ich blickte auf die Uhr, sie zeigte auf 21.30 Uhr. Im gleichen Augenblick gaben die Luftschutzsirenen das Entwarnungssignal. In der Wohnung sammelten wir wieder die Gedanken. Vor dem Schlafengehen beteten wir: „Mein schönste Zier und Kleinod bist auf Erden du, Herr Jesu Christ; dich will ich lassen walten.“

Am nächsten Morgen standen die Russen schon vor der Stadt. Der Rundfunk meldete: „Die Spitzen der feindlichen Armeen nahen sich dem Stadtgebiet!“ Durch die Straßen fuhren Lautsprecherwagen, die die Bevölkerung und vor allem die Frauen mit Kindern zum Verlassen der Stadt aufforderten. Breslau wurde zur Festung erklärt. In der Ferne hört man dumpfe Donnerschläge. Die Luft ist erfüllt von einem unaufhörlichen Brausen. Auf den Straßen stehen Menschengruppen. Es ziehen Menschen jeden Alters und Standes dahin. Es ist keine Straßenbahn mehr zu sehen. Die Menschen merken, was los ist. Es herrscht keine Ordnung mehr. Meine Mutter und ich ziehen mit unseren Kleinen zum Freiburger Bahnhof.

Unser Hab und Gut tragen wir in Koffern mit. Wir wollen nach Bad-Warmbrunn im Riesengebirge zum Großvater. Wir warten stundenlang auf dem Bahnsteig auf den nächsten Transport. Es schneit. Die Kinder frieren. In der Menschenmenge kann man sich kaum rühren. Endlich ist ein Zug zu sehen. Ich bitte Gott: „Herr, laß meine Hände nicht schwach werden, daß ich meine Kinder in den Zug hineinnehmen kann!“ Die Menschen drängen sich mit Gewalt in die Waggons. Ganze Menschentrauben kleben am Zug, viele kauern auf den Waggonböden. Das Gedränge ist unbeschreiblich. Meine Mutter reichte mir die Kinder über die Köpfe durchs Fenster zu. Und Gott gab Kraft, daß ich mit letzter Anstrengung sie über die Menschenmenge in den Waggon hineinziehen konnte. Meine Mutter konnte auch noch nachsteigen. Auf der Fahrt sehen wir, wie die Straßen von großen Trecks übersät sind. Bepackte kleine Handwagen werden meistens von Frauen geführt. Die Felder und Gärten sind verschneit.

In einem der letzten Züge, die von Breslau noch fuhren, sind wir so in Bad Warmbrunn heil angekommen. Was wußten hier die Menschen, was im Osten vor sich gegangen war. Und dann das Wiedersehen! Unser Haus, in dem der Großvater wohnte, war von Verwandten, die östlich von Breslau daheim waren, bereits voll besetzt. Das Haus glich einem Lager. Wir waren glücklich, im väterlichen Haus Zuflucht gefunden zu haben in der Hoffnung, hier das Kriegsende abwarten zu dürfen. Die allmählich steigende Sonne gab Zuversicht. Nach kalten Tagen ist es bereits Mitte Februar wärmer geworden. Ich lerne aus dem Gesangbuch mit meinen Kleinen Lieder und singe sie auf meinen Wegen. Mein Lieblingslied ist: „Wer nur den lieben Gott läßt walten, und hoffet auf ihn allezeit, den wird er wunderbar erhalten in aller Not und Traurigkeit.“ Am Sonntag besuchte ich mit den Meinen die Gottesdienste in der Warmbrunner Kirche. Unter der Kanzel von Lic. Schmauch sammelt sich sonntäglich eine große Gemeinde. Das Volk hat ein großes Verlangen nach Gottes Wort. — Von Tag zu Tag steigert sich die Sorge um meinen Mann. Wie gut, daß Gott durch sein Wort mit uns redet und uns tröstet und wir wiederum durchs Gebet mit ihm reden und ihm alles anvertrauen dürfen.

Ich stand noch in Teschen, ein Schauder kroch mir über den Leib. Der Krieg hat uns eingeholt und wollte uns verschlingen. Ich versuchte meine Familie in Sicherheit zu bringen. Aber wo war sie?

Schenkt uns Gott ein Wiedersehen? — Am nächsten Tag fuhr ich noch einmal nach Golassowitz. Ich ordnete nochmals alle Kirchenbücher und meine persönlichen Sachen. Es sollte nichts verloren gehen. Nichts ist ja sinnlos. Das war mein Gedanke. Gott sieht alles! In der Gemeinde gibt es so viele Kranke und Alte, die des Trostes bedürfen, und die sollen nicht ohne Segen beerdigt werden. Der Krieg hat vielen die Väter und Söhne genommen. Wer konnte den Angehörigen einreden, daß der Tod ihrer Lieben ein Heldentod sei? Das war kein Trost mehr. Wer hätte sie aber wirklich trösten können, daß unsere lieben Toten in Gottes Händen ruhn? Am liebsten wäre ich zurückgeblieben, um es zu tun. Ich betrachtete das Bild Martin Luthers, das in meinem Arbeitszimmer an der Wand hing. Je länger ich die sprechenden Augen unseres Reformators betrachtete, desto bewußter war es mir, das deutsche Volk vergaß, ihn zur befragen und seiner Stimme zu folgen. Gott allein kann wie dem Einzelnen so auch einem ganzen Volk einen neuen Anfang schenken oder versagen. Jetzt zog ich die Fenstervorhänge beiseite. Zum letzten Mal blättere ich in den Büchern meiner Bibliothek. Die Bücher sprechen zu mir. Sie sind meine Jugendfreunde. Es werden liebe Erinnerungen in mir wach. Ich setze mich noch einmal auf einen Stuhl und denke an meine letzte Predigt, die ich am Neujahrsfest über die Jahreslösung 1943: „Der Herr ist unser Richter, der Herr ist unser Meister, der Herr ist unser König, der Herr hilft uns.“ (Jes. 33, 22) der Gemeinde halten durfte. Da rief ich der Gemeinde zu, daß Gott hilfsbereit sei für alle in den Stunden des Glücks wie in den Nächten des Kummers. Er sei in Jesus nah, wenn wir uns einsam fühlen. Er hat uns verheißen: „Ich will euch nicht verlassen noch versäumen.“ Wir haben die große Verheißung unseres Herrn: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Darum mache den Herrn zu deinem Heiland und du erfährst, daß du in ihm geborgen bist für Zeit und Ewigkeit! Unser Leben steht in Gottes Hand. Das ist meine Gewißheit. Nach einem Gebet nahm ich meine Taschenbibel, stand auf und steckte den Schlüssel ins Schloß. Es sollte alles wohlerhalten bleiben. Auf dem Weg zur Bahnstation Pawlowitz sah ich wie alte Männer meiner Gemeinde verladen und in Richtung Schwarzwasser gefahren wurden, um an einer Übung für evtl. „Fälle“ als Volkssturm teilzunehmen. Ich ging zur Bahn. Unterwegs kannte ich jedes Gebüsch, jeden Baum, jedes Waldstück, jeden See. Ich mußte eilends zur Einheit zurück. Von Zeit zu Zeit erreichte mich in den nächsten Monaten eine Hiobsbotschaft aus Golassowitz.

Mit dem Vorrücken der Front begann eine furchtbare Zeit. Eines Morgens sind die Russen aus Richtung Draschendorf bis an die Grenze von Golassowitz durchgebrochen. Bald verlief die Hauptkampflinie wochenlang mitten durch Golassowitz. Wochenlang sprangen russische Artillerieeinschläge hoch und bell-

ten Abschüsse deutscher Panzerkanonen. Im Schlamm bis an die Hüften standen die Landser und im Schlamm bis über die Räder blieben die Panzer im Nachbardorf Pilgramsdorf stecken. Der notwendige Nachschub kam nicht heran. Die schöne Laurentiuskirche ging in Flammen auf, das Pfarrhaus wurde zerstört, das Dorf brannte ab. Es war ein schwarzverbrannter Fleck in der weißen Landschaft. Viele Golassowitz haben den Todeskampf ihres lieben Dorfes miterlebt. Mit eigenen Augen haben sie den Brand ihrer ehrwürdigen Kirche gesehen. Die Sowjets griffen wiederholt an. Sie legten Wert darauf das Dorf zu besetzen. Die Deutschen verteidigten es tapfer. Südlich und nördlich schreitet der Angriff der Sowjets fort. Golassowitz wird lange gehalten. Im Dorf ist nur eine hauchdünne Perlenschnur deutscher Widerstandsnester. Sie halten aber mehrere russische Regimenter auf. Der Frontlauf ist unübersichtlich. Die Bauern, die im Dorf blieben, kauern in den Kellern. Der Krieg hat ihnen alles genommen. Sie vertrauen dennoch ihrem Gott. Anfang April müssen die Deutschen ihre Stellungen vor der Übermacht der Russen aufgeben. Die Flut stürzt über Golassowitz zusammen. Die Evangelischen von Golassowitz haben viel zu erdulden: Einquartierung, Enteignung, Hungersnot. Bis zur neuen Ernte war kein Brot zu haben. Manches Gemeindeglied verschwand für immer hinter dem Stacheldraht. — Gott der Herr schenkte der Restgemeinde, die sich wieder sammelte, eine Auferstehung. Unter der Leitung eines evangelischen polnischen Geistlichen konnte sie eine Kirche und ein Pfarrhaus auf den Ruinen wieder aufbauen. Der Herr sei mit ihr!

Meine Frau erzählt weiter: In Bad Warmbrunn war für uns die Zeit zunächst wie eine Stille vor dem Sturm. Nach wärmeren Tagen ist es wieder kälter geworden. Und so blieb es bis in den März hinein. Alle waren sehr in Sorge. Was von allen befürchtet wurde, ist am 22. Februar eingetreten. Bad Warmbrunn und Hirschberg wurden evakuiert. Die Front kam immer näher. Seit Tagen dringt ein dumpfes Rollen vom Osten her. Und die Nachrichten sind besorgniserregend. Man hört fragen: Wohin sollen wir noch fliehen? Über das Sudetenland blieb uns noch ein Loch hinauszukommen. In allen Häusern wird gepackt. Die Straßen sind von Menschen verstopft. Die Männer müssen Panzersperren und Schutzgräben bauen. Flugzeuge brausen Tag und Nacht in der Luft.

Frauen mit Kindern sollten über Polaun ins Sudetenland evakuiert werden. Bis Polaun verlief die Fahrt ohne Hindernisse. Aber dort warteten schon Tausende, meistens Frauen und Kinder, auf den nächsten Transportzug. Es herrschte auf dem Bahnhof und Bahnsteig ein unvorstellbares Gedränge und eine panikartige Stimmung. Eine Mutter lief umher und suchte ihr verlorengegangenes Kind. Eine ältere Frau stöhnte: „Ich will sterben!“ Die Kinder froren. Es verging eine Stunde nach der anderen, und es war kein Zeichen von einem Transport zu vernehmen. Viele warteten hier schon seit mehreren Tagen. Alles Warten schien aussichtslos zu sein. Ein alter Mann schimpfte: „Wir wurden

hier absichtlich ausgeladen, damit wir hier alle erfrieren sollen!“ Der Himmel war verzogen. Es schneite und die Abenddämmerung breitete sich aus. Da plötzlich rief eine Männerstimme aus dem Dunkel: „Ist hier jemand aus Oberschlesien?“ — Hier! meldete ich mich. Und da stand schon ein Soldat vor mir: „Ich kenne Sie, Frau Pfarrer! Ist noch jemand aus Golassowitz da? Wo ist meine Frau? Sie kennen mich doch! Ihr Mann hat uns getraut! Sie waren auf unserer Hochzeit!“ Ich konnte ihm nichts vom Verbleib seiner Frau sagen. Während wir uns unterhielten, fuhr in den Bahnhof ein langer Transportzug mit lauter Viehwagen ein. Er blieb einige zehn Meter von uns entfernt mit den letzten Waggons stehen. „Ich will Ihnen helfen, daß sie weiterkommen!“ bot mir der junge Soldat seine Hilfe an. Schnell faßte er meine beiden Jungen unter die Arme und im Nu war er mit ihnen und mit unserem Gepäck im letzten Wagon durch die Menschenmenge angelangt. Dann half er noch meiner Mutter und mir einzusteigen. Im letzten Augenblick sprang er noch auf den abfahrenden Zug und überreichte uns einige Lebensmittelkonserven für die Reise. Das war für uns wie ein Wunder, denn wir wären in diesem Gedränge mit unseren Kleinen nie mit dem Transport mitgekommen. Und wie uns der Soldat erklärte, war es der letzte Transportzug, bei dessen Zusammenstellung er mit eingesetzt war. Ich betete im Herzen: „Ich steh in meines Herren Hand und will drin stehen bleiben; nicht Erdennot, nicht Erdentand soll mich daraus vertreiben. Und wenn zerfällt die ganze Welt, wer sich an ihn und wen er hält, wird wohlbehalten bleiben.“ Wohlbehalten landeten wir nach bangen Tagen und Nächten in Falkenau in der Nähe von Karlsbad. Wir leben von Gottes Wundern — das ist wahr! Ein Golassowitzer Gemeindeglied war unser Rettungsengel.

Ich bin noch in Teschen. Die deutschen Sender hämmern Tag und Nacht: Nur noch wenige Tage und der Durchbruch der Russen wird aufgehalten! Wir werden sie zurückschlagen und vernichten! Viele dachten, es kann nicht so schlimm sein. Viele hofften, die Wunderwaffen bringen bald eine Wende. Man redete schon lange, in drei Wochen sind wir wieder zu Hause. Und unsere Heimat war schon längst ein Grab. Ende Januar setzte sich unser Abwicklungsstab von Teschen nach Sternberg im Sudetenland ab. In Sternberg liegen wir auf Stroh in kalten Schulräumen einquartiert. Ich denke dauernd an die Meinen, an unser Heim und an Golassowitz. Die Kameraden resignieren. In den Nächten habe ich dunkle Vorahnungen. Ich denke an den Krieg und das Ende und klammere mich an den Herrn und seine Gnade. Wir stehen am Rande einer Welt, die untergehen wird. Wir sind voll Unruhe wie das Meer, das den Orkan vorausahnt. Nach dem Zusammenbruch wird ein furchtbarer Existenzkampf kommen, wer wird ihn überstehen? Ich schlage das Neue Testament auf. Ich setze mein ganzes Vertrauen auf den Herrn, daß seine Gnade mit mir und den Meinen sein wird. Ich bin gewiß, daß der uns Kraft gibt, durchzuhalten. Wir sind Werkzeuge in Gottes Hand. Es bewegt mich das Schicksal meines Volkes. Ich bin überzeugt, daß es eine Wandlung durchmachen muß, wenn es

eine Zukunft haben will. Wenn ich am Grabe der Kriegsgefangenen, die in Sternberg im Kriegsgefangenenlazarett starben, stand, segnete ich sie in der Gewißheit, Gott hat sie angenommen. „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ Lange Kolonnen von Kriegsgefangenen bewegen sich auf den Straßen durch Sternberg, nach dem Westen. Sie sollen nicht in die Hände der Sowjets fallen. Wir verlegen unser Quartier von Sternberg nach Königsgrätz. Die Menschen glichen auf den Straßen großen schwarzen Schneeflocken. Sie waren verwirrt. Sie trugen Koffer, Kleiderbündel, Kissen, Pakete. Fuhrwerke von müden Pferden gezogen, schleppten sich langsam dahin. Am Straßenrand hielt eine kauernde Frau zwei Kinder in ihren Armen umschlungen. Eine ununterbrochene Kette von Wagen und Menschen zieht gleich einem trägen Fluß dahin. Man ist mit Entrinnen und Sterben beschäftigt. Was ist Mensch und Vieh? Dazwischen Panzer, Schreie, Gelächter. Alles geht ins Nichts. Die Krähen kreisen über den knarrenden Wagen und verzweifelten Menschen. Gab es noch irgendwo einen Platz auf der Welt, wo ein Mensch ohne Angst lebte? Ich betete für die armen Menschen. Ich lobte Gott. Ist das nicht Wahnsinn, wenn die Welt untergeht? Doch war es mir gewiß: „Was Gott tut, das ist wohl getan, dabei will ich verbleiben. Es mag mich auf die rauhe Bahn, Not, Tod und Elend treiben, so wird Gott mich ganz väterlich in seinen Armen halten; drum laß ich ihn nur walten.“ Es war einerlei, ob ein Mensch litt oder glücklich war. Gott allein ist das nicht gleich.

In Königgrätz bezogen wir in einer Schule Quartier. Die Furie des Krieges hat die Stadt noch nicht berührt. Es ist Samstag, der 24. Februar 1945. Ich lese mit den Kameraden Matthäus 11, 25–30. Es ist für uns stärkend. Was aus Gottes geliebten Händen kommt, das wird einem leicht, ob es gleich bitter sei. Jesus gibt uns Kraft zu tragen. Er hilft uns. Das Christentum ist keine Spielerei. „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“ Schwer ist die Sündenlast. Jesus spricht: „Meine Last ist leicht.“ In der Nachfolge Jesu kann man ein Kind Gottes sein, und da wird einem die Last des Lebens leicht. Matthäus hat es in Jesu Nachfolge erfahren dürfen. Am Sonntag gehe ich zum Gottesdienst der Böhmisches Brüder. Unvergänglich bleibt mir der Gottesdienst, den ich da erleben durfte. Der Predigt stand das Gespräch Jesu mit Nikodemus zugrunde. Der tschechische Amtsbruder stellte das Wort Jesu in den Mittelpunkt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er in das Reich Gottes nicht kommen.“ Joh. 3, 5. Mit eindringlichen Bildern leuchtete er in die Seele des Nikodemus. Nachdem er den inneren Zustand des jüdischen Gelehrten als den eines heutigen Zeitgenossen gezeigt hatte, schilderte er die große Güte Jesu. Andacht erfüllte das Gotteshaus. Die Herzen waren aufgetan. Obwohl ich in der deutschen Uniform von den Gottesdienstbesuchern gelegentlich mit kritischen Blicken gemustert wurde, fühlte ich mich als Bruder unter Brüdern vereint durch das Wort Gottes im Gebet. Ich faltete die Hände, betete und

sang mit. Der Friede erfüllte die Kirche. Ich erlebte christliche Geborgenheit inmitten des Unterganges.

Seit dem Abschied von Golassowitz bis in den März hinein wußte ich nichts von den Meinen. Endlich in Königgrätz erreichte mich Post von meiner Frau. Das war für mich ein Feiertag. Ich dankte Gott mit dem Psalm 103: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.“ Bald darauf konnte ich mich mit meiner Frau in Petschau treffen, wohin sie von Falkenau gezogen war und daselbst bei lieben Leuten bis zum Kriegsende wohnte. Die Bäume und Büsche bekamen bereits kleine Blättchen. Die ersten Schwalben bauten ihre Nester. Die Front rückte näher und näher und alles trieb dem Ende zu. Ein nicht abreißender Flüchtlingsstrom zog durchs Land. Das Heer befand sich in Auflösung. — In Petschau glänzten bereits die jungen Saaten. Es ist der 25. März, Palmsonntag. Ich streife mit den Meinen über Petschauer Berge und Täler, über denen jubelnde Lerchen schweben. Wir fühlen uns mit Jesu Einzug in Jerusalem verbunden. In den Lüften stand der Frühling. Wenn doch der Haß und die Rache getilgt würden und die Menschen zu Gott kämen! Möge der Krieg mit allem seinem Leid die Liebe in den Menschen erwecken. Dann wäre die Gewalt gebrochen. Zu lieben sind wir da und nicht zu hassen. Die Liebe bezwingt alle Gewalt. Ein Frösteln will mich befallen. Aber Jesus hat ja noch Schwereres erlitten als wir alle. Hinter der Passionsgeschichte wartet der Osterjubel. Der Choral der Vögel erfüllt die Lüfte. Es kam die Karwoche. Ich erlebte die Ereignisse der Karwoche in besonderer Weise mit. Die Wahrheit, aus der die Völker Europas, in West und Ost, zwei Jahrtausende lang ihre Kraft schöpfeten, stand vor mir: Die Fußwaschung, das Abendmahl am Gründonnerstag, Jesus im Garten Gethsemane, der Hahnenschrei, der bitter weinende Petrus, Pilatus, der seine Hände in Unschuld wusch. Kreuzigung und Auferstehung. Wenn doch die Menschen durch die schwere Kriegszeit zu der Erkenntnis der Vergänglichkeit alles Irdischen gelangen möchten. Gott ist bereit ihnen einen Neuanfang zu geben. Ein Gewitter ist am Karfreitag niedergegangen. Als der Regen nachgelassen hat, sind die Straßen von den Wassermassen in Bäche und Flüsse verwandelt. Am Ostermorgen scheint die Sonne und draußen glänzt alles in frischem Grün.

Eines Tages werde ich in Petschau an das Grab eines Kindes, das an Erschöpfung verstarb, gerufen. Ich tröste die verzweifelte Mutter mit dem Wort der Heiligen Schrift: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ Es haben sich sogar einige Menschen eingefunden, um der verzagten Mutter in der Trauer beizustehen. Sie wischen sich die Tränen aus den Augen. Eine Frau seufzte: „Warum muß uns der Herrgott so grausam strafen?“ Kaum haben wir das ganze Vaterunser zu Ende gebetet, da fällt ein warmer Frühlingsregen.

Seit Wochen eilt alles dem Ende zu. Wie eine Lawine rollt der Strom von Soldaten, Kriegsgefangenen und Flüchtlingen und überflutet alle Straßen. Beschädigte Fahrzeuge, verendete Tiere bleiben am Wegrand. Uniformen und Auszeichnungen werden weggeworfen. Wer die Sieger sind, steht fest. Der 8. Mai bringt die Kapitulation. Sie versetzt die Sieger in Rausch. Als erste müssen die Flüchtlinge Petschau verlassen. Sie bekommen keine Lebensmittelmarken mehr.

Wieder steht meine Frau allein. Eile ist nötig. Sie schildert ihre Erlebnisse: Meine Mutter packte unsere letzten Habseligkeiten. Ich besorgte schnell einen kleinen Handwagen. Das Wägelchen hatte keine lenkbare Achse. Es gab kein Öl für die Räder. Darauf verstauten wir unsere Koffer und Kissen und setzten die Kleinen dazu. Unser Marsch ging in Richtung Bad-Warmbrunn in Schlesien. Das war ein weites Ziel. Aber dort stand unser Haus. Wir waren entschlossen hinzuziehen. An einem frühen Morgen verließen wir Petschau. Unser Handwagen rollte durch die Frühlingsstraßen zunächst nach Karlsbad. Dort besorgte meine Mutter auf der tschechischen Kommandantur die nötigen Passierscheine. Während meine Mutter auf der Kommandantur verhandelte, wartete ich draußen auf der Straße mit den Kindern. Die Kleinen weinten: „Oma, wann kommst du? Wir wollen trinken!“ Eine große Menschenmenge lagerte auf den Straßen. Alle warteten auf Passierscheine. Neben mir schrie jemand gellend: „Ich habe doch niemand was getan, Herr Gott, du weißt es!“ Eine andere Stimme seufzte: „Mein Gott, wäre ich bloß zu Hause geblieben!“ Es war mir, als ginge der Herr in Knechtsgestalt unter den leidenden Menschen. Ich betete „Ach, Herr, breit etwas von dem himmlischen Frieden über unsere unruhigen und verzweifelten Herzen!“ Endlich kam meine Mutter mit den nötigen Ausweisen an. Wir konnten weiter ziehen. Jetzt waren wir völlig obdachlos. An den Hausdächern hängen weiße Fahnen. Sie schützen aber nicht vor der Gier von Menschen, die sich als Räuber nun über die Güter stürzen. Ich streichle mit den Augen jedes Haus. Solange wir noch eine Wohnung hatten, waren wir reich. Unterwegs übernachteten wir auf schmutzigen Fußböden in unbeheizten Schulen und Sälen. Körperlich und seelisch litten wir unter den Verhältnissen. Im Glauben vertrauten wir uns der Führung Jesu an. Wir zogen über den hohen Berg Gottesgab im Erzgebirge zur sächsischen Grenze, das war die vorgeschriebene Marschroute. Wir hatten Glück. Ein einspanniges Fuhrwerk nahm uns um 100 RM von einem Taldorf bis auf den Bergkamm mit. In der sengenden Sonne hätten wir den steilen Weg mit unserem Handwagen mit seinen sich schwer bewegenden Rädern kaum bewältigt. Wir mußten die Grenze passieren. Die tschechischen Kontrollposten hatten gründlich unsere noch wertvollen Sachen durchsucht. Am Ende mußten meine Mutter und ich die Schuhe ausziehen. „Und nun jetzt können Sie weiter barfuß laufen!“ Ich wußte in dem Augenblick, daß jetzt nur noch der Herr helfen kann. Ich fragte die Posten: „Kennen Sie den Namen Jesus?“ Im Wachlokal wurde es still. Ich sagte weiter: Dieser Jesus spricht: „Was ihr getan habt

einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ Ein älterer Tscheche rief seinem jüngeren Kameraden zu: „Du, wir sind doch auf Jesu Namen getauft. Gib den Frauen und Kindern die Sachen und die Schuhe zurück!“ Wir waren durch. Ich erlebte, daß es der Dämon ist, der die Menschen besessen gemacht hat. Er entfesselte die Leidenschaften der mörderischen Zeit. Doch Jesus ist mächtiger. Er kann retten. Erfüllt vom Auferstehungsglauben gingen wir unsere Straße fröhlich.

Der Himmel war still und klar. „Wohin geht die Straße, Mutti? Was kommt danach? Ein Wald, ein Hügel? Und was dann?“ fragten dauernd die Kleinen. „Wann kommen wir nach Hause?“ mit solchen Fragen überhäuften uns die Buben. Wir müssen erst huntern, ehe wir daheim sind und uns satt essen können, mußte ich denken. Tiefe Röte stieg in das Gesicht meiner Mutter. Nun erreichten wir die erste Bahnstation in Sachsen. Einige Wochen bummeln wir jetzt durchs Land: immer in offenen Güterzugwagen, auf Lastern, dann wieder zu Fuß. Nirgends bekommen wir eine Aufenthaltsgenehmigung für länger als zwei Tage. Unser Ziel ist Schlesien, Bad-Warmbrunn. Die Junitage werden immer heißer und lästiger. Uns geht es von Tag zu Tag schlechter. Die letzten Vorräte sind verbraucht. Man kann sich nur noch von Betteln ernähren. Nach mehreren Tagen haben wir die Neiße erreicht und wollen weiter nach Schlesien. Da gehen uns die Augen auf über das, was geschehen ist. Wir stehen vor einer neuen polnischen Grenze. Grenzübertritt unmöglich! Unsere Träume sind dahin. Wir müssen umkehren. Die Heimat ist verschlossen. Wir können es zunächst nicht ermessen, was das für uns bedeutet. Wir waren wieder auf der Straße. In zwei Tagen hätten wir zu Fuß in Bad-Warmbrunn zu Hause sein können. Jetzt waren wir endgültig ziellos. So zogen wir von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, über Berg und Tal. Auf den Feld- und Waldwegen war es uns unheimlich. Stets waren wir in Sorge. Immer hofften wir, endlich irgendwo bleiben zu dürfen, aber vergeblich. Die Übernachtungsquartiere in Baracken und Schulen waren voller Wanzen und Flöhe. Der quälende Hunger kam hinzu. Fragte man einen Bürgermeister, wohin wir denn weiter ziehen sollten, lautete die Antwort: „Das weiß niemand!“ Die Menschen schienen völlig verwirrt zu sein. Es ist vorgekommen, daß eine Frau der anderen ihr Kind aus den Armen wegreißen wollte. Da lief plötzlich mitten durch den Flüchtlingsstrom eine Frau von einer anderen verfolgt mit einem Kind in den Armen davon und beide schrien wie irre: „Das ist mein Kind! Das ist mein Kind!“

In der glühenden Hitze hatten die Kinder dauernd Durst. Es war nicht leicht, sie zu beruhigen. Die Kinderaugen fragten und verlangten. Vor Erschöpfung verfielen sie wieder in eine Art Schlaf und waren ruhig. Dann wachten sie wieder von den Stößen des Handwagens auf. Ich ahnte, wir werden das noch lange aushalten müssen. Als wir einmal schon ganz am Ende unserer Kraft waren, waren wir froh, daß wir von Zittau aus einige Kilometer weiter mit

einem Kohlenlaster fahren durften. Am nächsten Dorfeingang ausgeladen, sahen wir selbst wie die Kohlenmänner aus. Wohin sollten wir weitergehen? Wir waren dankbar, wenn wir wieder in einer Schule oder Fabrikhalle übernachten durften. So zogen wir wochenlang kreuz und quer durch Sachsen in ständiger Unruhe. Längst haben wir nichts mehr besessen, nun bangten wir um unser Leben.

Es ist gut, wenn man überall, wohin man kommt, einen Engel hat. Wir waren wieder Gäste der Straße. Die Beine wurden müde und bewegten sich nur noch langsam. Die Kinder litten Durst. Da wir so entkräftet dahin tippelten, lief uns eine junge Frau nach und reichte mir einen Becher Milch für die Kinder. Sie hörte sie weinen. Sie hatte Erbarmen. Es wurde mir wieder unser ganzes Elend bewußt und ich mußte bitterlich schluchzen. Die Kinder fragten: „Wann kommen wir nach Hause zum Vati?“ Wann holt uns unser lieber Vati heim?“ Ich tröstete mich mit dem Psalmwort: „Befiehl dem Herren deine Wege und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen!“

Es ist wieder ein heißer Sommertag. Die Natur neigt sich der Ernte zu. Wir ziehen durch ein reiches Bauerndorf. Es war gegen Mittag. Wir suchen auf einem Bauernhof unter einer alten Eiche Schatten, um auszuruhen. Als ich an die Haustür angeklopft hatte, um für die Kinder um Speise und Trank zu bitten, prasselten unverständliche Worte auf mich hernieder. Die Bäuerin klatschte vor meiner Nase die Tür zu, der Schlüssel wurde umgedreht. Sie war wohl mit ihrem Haushalt so beschäftigt, daß sie für mich keine Zeit hatte.

An einem anderen Tag lud uns eine Bäuerin ungebeten zum Mittagessen ein. Auf dem großen Küchenherd zischte kochendes Wasser, und in einer Pfanne brutzelten die Kartoffeln. Es roch gut in der Küche. Wir waren verlegen an der Tür stehen geblieben. „Kommt und setzt euch an den Tisch!“ rief die Frau. Den Kindern goß sie aus einem Milchkrug in einen Becher. Uns gab sie ein Stück Fleisch und zwei Teller Suppe dazu. Ich betete laut mit den Meinen: „Komm Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!“ Die Bäuerin betete mit. Nach der Mahlzeit standen wir auf, bedankten uns und wollten gehen. „Hier haben Sie einen Laib Brot und ein Stück Speck auf den Weg!“ sprach die Gastgeberin. Beschenkt und gestärkt, konnten wir weiterziehen.

Und so durften wir jeden Tag aufs neue die Treue Gottes erfahren. Wir sind hungrig und am Ende unserer Kräfte. Da kommen wir an einen Bauernhof und sehen wie die Bäuerin die Hühner füttert. Meine Mutter eilte hin und bekam eine Handvoll Hühnerfutter für die Kinder. — „Gottes Barmherzigkeit geht über alle Welt.“

An einem Abend, die Sonne war bereits untergegangen, saßen wir erschöpft von der Tagestour am Straßenrand in der Nähe von Herrnhut. Es bestand

keine Aussicht, ein Nachtlager zu finden. Wir entschlossen uns im Freien zu übernachten. Da bogen aus einer Seitengasse zwei Frauen in die Hauptstraße ein. Plötzlich höre ich, wie eine von ihnen die andere mit „Frau Pfarrer“ anredet. Es kam mir der Gedanke, da stelle dich doch vor, du bist auch eine Pfarrfrau. Sofort war die Übernachtungsfrage gelöst. Die Pfarrschwester konnte uns zwar nicht mitnehmen, da das Pfarrhaus von den Russen besetzt war, aber sie besorgte uns ein Zimmer bei alten Lehrersleuten, die uns gleich für mehrere Tage liebevoll in ihre Wohnung aufnahmen. Die Lehrersleute waren ein Ehepaar, das aus dem Worte Gottes lebte. Der Aufenthalt in ihrer Wohnung hat uns wohl getan an Leib und Seele. Wir fanden gleich Glaubens- und Gebetsgemeinschaft. Die schönen Tage vergingen nur zu schnell. Wir müßten weiter, wir bekamen keine Aufenthaltsgenehmigung und keine Lebensmittelmarken. Aber wohin? Wir ließen uns führen.

Wenn kein Gott wäre, so müßte es uns schwindlich werden, und wir stünden in Gefahr zu stürzen. Wieviel Schmerz und Zerstörung haben wir gesehen.

Wir sind braun geworden von vielen Tagen Sonne, Wind und Regen. Ich durfte erleben, Gottes Kinder sind überall. Die schwerste Sorge unterwegs blieb weiterhin die Nahrungs- und Übernachtungsfrage. Unsere Wäsche wuschen wir in den Bächen und Flüssen. Der Herr hat immer wunderbar geholfen. Wir waren wieder auf der Straße und mit uns viele andere. Ins Gespräch kam man selten, da jeder nur vorwärts drängte, jeder hatte es eilig. Unser Handwägelchen hat uns immer mehr zu schaffen gemacht. Seine Räder drehten sich immer schwerer, sie waren abgenutzt. Und das Ziel wußten wir immer noch nicht. Der Nahrungsmangel und der Kräfteverfall sind mit jedem Tag spürbarer geworden. Einmal waren wir den ganzen Tag ohne Nahrung. Da wurden wir in unserem Kleinglauben beschämkt. Was haben wir doch für einen guten himmlischen Vater, der da weiß, was wir bedürfen, ehe wir ihn darum bitten. Der Abendwind hatte sich gelegt. Nur in den Wipfeln der Bäume säuselte es. Da gab uns der Herr einen Sperling, den wir in einer Konservenbüchse am Straßenrand kochten und uns eine Mahlzeit zubereiteten. Hoch am West-Himmel leuchtete bereits der Abendstern.

Das nächste Ziel, das wir erreichen wollten, war Großenhain. Bis dorthin aber war es noch ein weiter Weg, noch eine Tagesreise für uns. Die Nacht fanden wir in einer Fabrikhalle Unterkunft. Der Hunger hat uns geplagt. In der Nacht träumte ich, wir hätten in der nächsten Stadt eine Wohnung gefunden. Das gab mir Hoffnung. Schon am frühen Morgen ging es wunderbar zu. Als wir im Begriff waren mit leeren Mägen aufzubrechen, fiel uns auf dem Fabrikgelände eine junge Krähe in die Hände. Das gab eine Suppe und ein Frühstück. Ich dachte an Jesu Verheißung in der Bergpredigt: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet!“

Der Himmel ist blau und klar. Die Sonne brennt. „Mitti, warum müssen wir mit den vielen Menschen immer fort auf den Straßen ziehen? Mutti, die Räder stoßen so! Ich habe Durst! Ich möchte ein Stück Brot! Es ist so hart! Wann finden wir endlich unseren Vati!“, rufen die Kleinen abwechselnd. Auf den Straßenkreuzungen hocken viele Menschen auf ihren verschnürten Bündeln und warten geduldig auf irgendwelche Transporte. Es wird Abend. Wir sind in Großenhain angekommen. Durch die gut erhaltenen Straßen der Stadt ziehe ich an der Deichsel und meine Mutter schiebt das Wägelchen mit unseren Kindern und den paar Sachen. Vor der Kirche machen wir halt. Beglückt betrachten wir das vom Krieg unversehrt gebliebene schöne Gotteshaus. Meine Mutter bleibt bei den Kindern und ich laufe durch die Stadt. Es muß doch irgendwo einen Platz geben, wo wir übernachten können. Endlich nimmt uns eine liebe ältere Frau in ihre Wohnung auf. Wir dürfen bei ihr bis auf weiteres bleiben. Es ist eine schlimme Zeit. Man bekommt nichts zu kaufen. Wir hungern. Die Kinder sind Haut und Knochen. Sie atmen schwer vor Fieber. Die Nächte sind besonders schlimm. Alle Entbehrungen der letzten Wochen beben durch die zarten Kinderkörper. Besonders schwach ist unser kleiner Dieter. Ich wickle feuchte Umschläge um seinen heißen Körper. Immer wieder muß ich fragen, warum die kleinen unschuldigen Kinder so leiden müssen? Wer kann Gottes Wege mit uns Menschen ergründen? Die Hölle ist entfesselt, und sie fordert unschuldige Opfer. Mich bewegt die Angst, daß der Tod mir die lieben Kinder rauben könnte. Es sind damals viele Kinder gestorben. „Ach Herr hilf!“ flehe ich zu Gott. Und so ging der Kampf mit dem Tode Tage und Nächte lang. Hinzu kam die Sorge um den Mann, für den wir täglich beten.

Ein Arzt ist nicht erreichbar, und die Apotheken haben keine Arzneimittel mehr. In der Stadt herrscht Typhus. Täglich sterben viele Menschen, junge und alte. Im letzten Augenblick kommt Hilfe. Die Wirtin findet in ihrem Speiseschrank einige Päckchen Haferflocken. Diese bringen den Wendepunkt. Nach einigen Mahlzeiten fühlen sich die kranken Kinder durch den Haferflockenbrei zusehends gestärkt und wohler. Die Fieberkurve sinkt, die Ruhr läßt nach, sie behalten die Speise und es geht mit ihnen langsam wieder aufwärts. Kaum aber sind die Kinder genesen, da erkrankt meine Mutter. Viele Tage muß ich sie pflegen. Sie kann sich nur langsam erholen. Immer wieder greife ich in der schweren Not zur Bibel. Ich bemühe mich auf dem Wohnungsamts eine feste Wohnung zu bekommen. Das ist sehr schwierig. Trotz wiederholter Ablehnung versuche ich immer wieder im Wohnungamt meine Lage zu schildern, daß eben die Kinder und meine Mutter schwer krank und daher transportunfähig seien. Man möchte doch mit mir Erbarmen haben! Als alles aussichtlos scheint, kommt die Rettung. Unseren Wohnungsantrag erhält ein Sachbearbeiter, der aus Pleß stammt und meinen Mann kennt. Schon in den nächsten Tagen bekommen wir eine Wohnungszuweisung. Das ist für uns von unermeßlicher Bedeutung. Wir brauchen nicht mehr auf die Straße. Eine liebe Frau namens Klette hat uns bei sich aufgenommen. Oben im ersten Stock, in einem alten

Haus, haben wir ein Plätzchen gefunden. Wir beziehen zu viert ein kleines Zimmer. Die Wirtsfrau hat uns alles zur Verfügung gestellt, was sie entbehren konnte. Der Blick aus dem Fenster geht auf ein Dach. Alles, was der Alltag mit sich bringt, muß in der Stube getan werden. Ich schlafe mit meinen Buben in einem Bett. Durch das Fenster zieht es herein; die Tür schließt nicht recht. Es war eine dürftige Unterkunft. Aber wir haben uns in der neuen Behausung bald gut eingelebt. Wenn ich auf alles zurückschau, so muß ich bekennen, daß über uns eine unsichtbare Hand waltete. Gott hat einen Plan mit uns Menschen und führt uns unserem Ziel zu. Nun haben wir es gut. Ich muß noch oft an das Bild denken: Wie unser Dieter eine große Scheibe Brot bekommt, sie in der Hand hält, auf die Straße springt und vor Freude hüpf.

Die Fronten im Osten und Westen brechen zusammen. Die Reste der deutschen Armeen fluten zurück. Wir kampieren mit unserem Abwicklungsstab seit Mitte April in Weiden/Oberpfalz. Dort erleben wir eine ungeheure Explosion, die viel Schaden anrichtet. An einem Vormittag da die Luft frei und kein Flugzeug zu sehen ist, steigt in der Nähe des Bahnhofs ein Rauchpilz in die Luft, der eine bläulich schwellende Wolke hinter sich läßt. Still steht sie eine Weile am Himmel. Dann folgt eine ohrenbetäubende Detonation. Im Umkreis von mehreren Kilometern regnet es Eisen. Ein deutscher Munitionszug war von einem amerikanischen Flieger in Brand geschossen worden! Es gab Tote und Verletzte und viel Sachschaden. Ganze Häuser wurden vom Erdboden weggeradiert.

Am Osser im Bayrischen Wald erreicht uns die Front. Am 30. April nachmittags komme ich in Lam in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Die erste Nacht verbringen wir bei Cham auf einer sumpfigen Wiese bis an die Knöchel im Schlamm. Es ist eine schlimme Nacht. Manche Illusionen sind dahin. Es ist der 1. Mai. Ich lese mit einigen Kameraden Johannes 14, 1–13. Nach der durchfrorenen Nacht tut uns das Schriftwort wohl. „Euer Herz erschrecke nicht!“ Es ist nicht nötig, daß ihr euch fürchtet. Der Glaube vertraut: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“

In den nächsten Tagen werden wir auf Lastkraftwagen, gesteuert von Negern, und mit der Bahn in Güterwagen über Nürnberg nach Bad Kreuznach in ein Riesenriegsgefangenenlager transportiert. Die Lager bei Cham, Nürnberg und Bad Kreuznach gleichen großen mit Stacheldraht umzäunten Viehkoppeln unter freiem Himmel mit hohen Wachtürmen umgeben. Das Lager bei Bad Kreuznach wächst in die Weite. In die Erde uns grabend, suchen wir uns vor der Nachtkühle und der Tageshitze zu schützen. Zu essen gibt es vorerst nichts. Erst nach einigen Tagen ist die Verpflegung gesichert. Bald bricht unter den Landsern die Ruhr aus. Es fehlt an sanitären Einrichtungen. Auch herrscht ein scheußliches Gedränge. In den Maitagen hat es ununterbrochen geregnet. Die Lage ist bedrückend. Wie nüchtrig ist alles. Mein Elend steht mir vor Augen. Ich bin

wie hunderttausende verschollen im Strudel des Untergangs. Die Stimmung im Lager ist auf den Nullpunkt gesunken. Trotz allem noch ein wenig fröhlich zu bleiben, ist nicht leicht. In jenen Tagen bete ich viel: „Warum sollt ich mich denn grämen? Hab ich doch Christum noch! Wer will mir den nehmen? Wer will mir den Himmel rauben, den mir schon Gottes Sohn beigelegt im Glauben.“ Ich halte mich fest an Jesus, wenn das Herz verzagen will. Ich suche im Lager Brüder. Bald können wir die ersten Bibelstunden halten. Hinter dem Stacheldraht vernehmen wir die Nachricht: „Heute Nacht 12 Uhr tritt die Kapitulation in Kraft.“ Es ist der 8. Mai. Wir denken: „Nun kommen wir bald heim. Der Krieg ist zu Ende.“ Für einen Augenblick senkt sich eine paradiesische Ruhe über das Lager. Bald aber müssen wir uns den Gedanken an Entlassung aus dem Kopf schlagen. Es ist der 10. Mai, Himmelfahrt Christi. Ich halte als Lagerpfarrer den Gottesdienst. Alle evangelischen Kriegsgefangenen versammeln sich zum Gottesdienst. Wir singen: „Jesus Christus herrscht als König.“ Ich predige über Apostelgeschichte 1, 1–11. Wie Jesus gen Himmel fuhr, so wird er wiederkommen. Und wenn er wiederkommen wird, wird er uns fragen: Habt ihr meinen Auftrag erfüllt? Was wollen wir dann sagen? Haben wir nicht versagt? Sonst wäre die Welt schon längst Jesu Eigentum, und wir hätten nicht das schreckliche Blutvergießen erlebt. Willst du sein Zeuge sein? Dann gib dich ihm hin! — Es war der erste Lagergottesdienst. Auch im Schatten des Stacheldrahtzaunes ist ein Leuchten wahrzunehmen. Das Licht der Liebe Jesu hat kein Ende. Sie triumphiert über dem Zerstörungswerk der Menschen. Gewitterschwüle liegt in den Maitagen in der Luft. Über den Weinbergen wetterleuchtet es jede Nacht. Die Saat drängt aus der Erde. Die Weinstöcke stehen im saftigen Grün. Es ist der 20. Mai, Pfingsten. Wir haben einen Festgottesdienst mit Beichte und Feier des Hl. Abendmahls. Unter einem hohen Holzkreuz steht ein Holzaltar mit einem Abendmahlskelch und Patene aus Konservenbüchsen kunstvoll von Kameraden angefertigt. Es ist ein tiefinnerlicher Abendmahlsgottesdienst. Mehrere hundert Kameraden kommen zum Tisch des Herrn. Als Hostie dient amerikanisches Weißbrot, und den Abendmahlswein liefert die Lagerleitung. Die Predigt halte ich über die Apostelgeschichte 2, 1–13. Der Hl. Geist gab den Jüngern am ersten Pfingstfest Licht, Kraft und Hoffnung. Nun konnten sie hingehen und das Wort vom Kreuz verkündigen als eine Gotteskraft allen, die da glauben und selig werden. Wo der Hl. Geist Besitz von einem Menschen ergreift, da geschieht auch heute dasselbe. Diese wunderbare Kraft und ein neues Leben will Gott uns und unserem Volke geben. Sind wir bereit, es anzunehmen? Wir beten: Gott gebe uns und unserem ganzen Volke ein Pfingsten! Wir singen: „Du Heiliger Geist, bereite ein Pfingstfest nah und fern; mit deiner Kraft begleite das Zeugnis von dem Herrn!“ — Viele Kameraden sind innerlich furchtbar zerrissen. In der Gebetsgemeinschaft haben wir uns gefunden. Ich kampiere mit zwei Amtsbrüdern in einem kleinen Zelt, das wir neben dem Kreuz aufstellten. Es vergeht keine Nacht, in der nicht Kameraden unter dem Kreuz im Gebet ihre Herzen

dem Herrn öffnen, ihr Leben offenbaren und ein neues Leben zu beginnen geloben. Das Lager ist eine harte Schule, in die uns Gott schickt. Sie bringt für viele einen Neuanfang ihres Lebens.

Am 22. Juni kommt für mich der Tag der Entlassung nach Weiden/Oberpfalz. Der Transportzug bringt uns Heimkehrer bis Regensburg/Do. Es ist der 24. Juni. Der Morgen graut. Die ersten zarten Sonnenstrahlen brechen wie silberne Fäden durch die Wolken. Unzählige Tautropfchen sitzen auf dem satten Grün der Pflanzen. Alles beginnt sich zu regen. Sengende Glut breitet sich über das Land. Die Felder stehen voller Frucht und wachsen und reifen der Ernte entgegen. Langsam zieht die Sonne ihre scheinbare Himmelsbahn nach Westen. Sie malt große Schatten der Bäume auf die Erde. Es wird etwas kühler, ein sanftes Lüftchen bewegt die Äste. Die Dämmerung bricht langsam herein. Ich bin bereits kurz vor Weiden und finde Nachquartier bei einem Bauern. Es will Abend werden. Vor dem stattlichen Bauernhaus unter einer Linde sitzen auf der Bank Vater und Sohn. Vor ihnen liegt der Hund, den Kopf auf den Vorderpfoten, und schaut ihnen zu. Der Alte stopft seine Pfeife und zündet sie an. Ich setze mich hinzu, schlage das Neue Testament auf und lese Lukas 1, 57–80. Der Mensch steht im großen Einklang des Werdens und Vergehens. Unser Leben erreicht einmal den Höhepunkt, den Gipfel des Lebensberges und neigt sich dann langsam dem Ende zu. So hat auch die Sonne in diesen Tagen ihren Höhepunkt erreicht und wird jetzt abnehmen. Die Mitte des Jahres ist erreicht. — Ich denke dabei an meinen alten Vater. Wie mag er den Krieg überstanden haben? Vielleicht sitzt er auch gerade heute am Tage Johannes des Täufers auf der Bank vor dem Haus in Godow, sicher denkt er dann auch an mich. Wie sagte doch einst Johannes: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“ Wissen wir, wer dieser eine ist? Das ist Christus. Er muß wachsen, das eigene Ich aber muß abnehmen. Jesus will in unseren Herzen Wohnung nehmen. Der Vater mit seinen aus dem Kriege heimgekehrten Sohn hört den Schriftworten zu. Da schlägt es Mitternacht vom nahen Kirchturm.

Da ich nach Weiden entlassen worden bin, hätte ich Lebensmittelkarten, eine Wohnung und einen Dienstaufrag für die Jugendarbeit vom dortigen Dekan bekommen. Leider treffe ich dort meine Familie nicht an, wie ich es erhoffte. Es ist mir klar: Ich muß zuerst die Meinen suchen. Auf allen Wegen hatte ich nur den einen Wunsch: Ich will meine Frau und meine Kinder wiedersehen! Ich war überzeugt, Gott weiß, wie und wo wir uns finden sollen. Trotzdem steigert sich natürlich meine Sorge um meine Lieben. Sind sie verschleppt? Was mag mit ihnen passiert sein? Zu Fuß und per Anhalter ziehe ich zur tschechoslowakischen Grenze. Ich bin entschlossen bis nach Petschau zu gehn, um meine Familie zu holen. Die Grenze ist noch nicht streng bewacht, man kann sie noch ungehindert überschreiten. In der Luft liegt leichter Frühnebel. Ich bin in der Nähe von Petschau angekommen. Am Bahndamm entlang eilend, stehe ich auf einmal mitten im Wald vor einem Eisenbahnwärterhäuschen. Es ist ganz

still. Die Züge verkehren nicht. Da wird mir abgeraten nach Petschau hineinzugehen. Der Ort sei voll von Kontrollposten. Die Eisenbahnwärterfrau ist bereit, die Meinen in Petschau zu verständigen, daß ich draußen auf sie warte. Nach einer knappen bangen Stunde bringt sie mir die Nachricht von den Wirtsleuten, daß die Meinen vor einigen Tagen nach Bad Warmbrunn abgezogen sind. Ich will keinen Tag versäumen und breche sofort in Richtung Bad Warmbrunn auf. Ich gehe an Seen und Wältern vorbei. Die Landschaft ist bergig. Es ist Mittag und sehr heiß. Die Sonne brennt. Müde sitze ich im Schatten einer Eiche am Ufer eines kleinen Waldsees. Ich lese den 121. Psalm: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht.“ Von einem Berg aus sehe ich das schöne Karlsbad in einem herrlichen Tal liegen. Ich gehe über eine Brücke und lasse viele Fragen und Sorgen mit dem Wasser stromabwärts reisen. Wieviele sind schon hier gezogen, die ihre Heimat verlassen mußten. Es wohnen noch in den Dörfern und in Karlsbad eine Menge Deutsche, wie überall: Frauen, Kinder und alte Männer. Die jüngeren Männer sind in der Kriegsgefangenschaft oder gefallen. Auf dem evangelischen Pfarramt in Karlsbad will ich erfahren, ob nicht die Meinen dort ihre Anschrift hinterließen. Ich kann aber keine Auskunft erhalten, da zur Stunde gerade die zwangsweise Übergabe der Gemeindeverwaltung an die evangelisch-tschechische Kirche erfolgt. Dazu ist das Pfarrhaus von Russen belegt. Bald habe ich Karlsbad wieder hinter mir. Ich schließe mich dem Flüchtlingsstrom an bis nach Gottesgab, ohne zu ahnen, daß auf denselben Landstraßen einige Tage zuvor meine Familie gewandert ist. Oben in Gottesgab kursieren die grausamsten Gerüchte über die Grenzposten. Ich setze mich daher von der Landstraße ab, besorge mir in einem Bauernhof ein Bündel Stroh und einen Rechen und biege dann feldein in einen Wald hinein auf die Grenze zu. Der Wald schluckt mich, dann wird alles geisterhaft still. Die Spuren des Wildwechsels sind zu erkennen. Die Zweige hängen dicht über dem Pfad, so daß ich sie beiseite schieben muß. Ich weiß nicht, wo die Grenze verläuft. So gehe ich eben geradeaus. Die ersten Häuser einer Ortschaft tauchen auf mit ihren weißgekalkten Giebeln. Aus dem Schornsteinen steigt Rauch. Es dämmert. Auf einem kleinen See vor mir schwimmen wilde Enten und Taucher. Ich betrete sächsischen Boden. In meinem Herzen wächst Freude. Die nächsten Tage fahre ich in einem Güterzug kreuz und quer durch Sachsen bis Zittau und Görlitz in Schlesien. Ich will nach Bad Warmbrunn und dann zurück nach Golassowitz. Die Züge fahren plötzlich nicht weiter. Die Neiße ist gewaltsam zur polnischen Westgrenze erklärt worden. Ein Durchwaten der stark bewachten Neiße ist gefährlich. „Meine Familie wird hier kaum durchgekommen sein,“ denke ich. Meine Suche nach ihnen in den Ortschaften entlang der Neiße bleibt ergebnislos. Dankbar bin ich den evangelischen Pfarrhäusern für die Gastfreundlichkeit in jenen leidvollen Tagen. In den evangelischen Pfarrhäusern westlich der Oder-Neiße richten die Pfarrfrauen Notküchen für die Vertriebenen ein. An Lebensmitteln

fehlte es allenthalben. Für ein Suppengericht aber hat es doch noch gereicht. Die Pfarrgärten liefern Kraut und Kartoffeln dafür. Die Pfarrhäuser sind vom Keller bis zur Bühne mit Vertriebenen belegt und gleichen vollbesetzten Lagern. Viele Flüchtlinge, die wochenlang auf den Straßen hungern, finden in ihrer Ausweglosigkeit in den Pfarrhäusern neue Kraft und Hoffnung. Es sind die Pfarrfrauen, die den Notleidenden die erste Hilfe leisten. Grau ohne Unterschied zieht ein Tag nach dem anderen vorbei. Die Wiesen sind grün. Die Getreidefelder werden immer gelber. Die Sonne will alles versengen. Mit Krautsuppe, Quark und Kartoffeln kann man noch immer den Hunger stillen. Überall entlassene, verwundete Landser, in alle Winde verwehte, über alle Lande gespülte Vertriebene. Die Welt ist nicht mehr schön, nur das Rauschen in den Wipfeln der Bäume klingt wie Musik vergangener Tage.

Eines Tages habe ich die Gewißheit: du mußt weiter nach Schlesien, die Kirche braucht dich dort. Ich entschließe mich, auf einer Neißebrücke in der Nähe von Görlitz den polnischen Kontrollposten zu bitten, mir den Grenzübergang nach Schlesien zu gestatten. Als ich ihm sagte, daß ich Pfarrer bin und die Gemeinde auf mich warte und ohne Gottesdienste sei, bittet er mich um den Segen Gottes und läßt mich durch mit dem Bekenntnis: „Ich bin auch ein evangelischer Christ!“ Meine Sprachkenntnisse haben mir bei dieser Begegnung geholfen. Ich durfte über die Grenze und komme in einem Tag bis Bad Warmbrunn. Die Hoffnung aber, die Meinen dort anzutreffen, ist vergeblich. Von meiner Familie fehlt jede Spur. Aber ich darf unseren achtzigjährigen Großvater freudestrahlend umarmen. Es ist der 29. Juni 1945. Wir lesen zusammen Galater 1, 11: Die Begegnung des Paulus mit Petrus.

Ich versuche nach Golassowitz weiterzureisen. Mit dem Zug komme ich über Breslau bis Kreuzburg O/S. Dort werde ich von meinem Onkel, der daselbst das Kriegsende erlebte, über die Lage unterrichtet. Er rät mir, eilends umzukehren. Täglich würden vor allem Evangelische von Hof und Haus, Dorf und Stadt vertrieben. Unentwegt ziehen die Flüchtlingskolonnen weiter, weiter. Es werden ihnen die letzten Habseligkeiten genommen. Je weiter dem Osten zu, um so stärker die politische Bedrückung. Am Abend fahre ich wieder nach Bad Warmbrunn zurück. Überall ist der Teufel am Werk. Ein Soldat belästigt mit gezücktem Degen die Fahrgäste und verlangt Wodka. „Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung deren ich nicht wert.“ Das war mein Gebet, als ich wieder in Warmbrunn angekommen bin.

Die Lage ist eindeutig: Ich habe einen wichtigen Auftrag in der schlesischen Heimatkirche zu erfüllen. Pfarrer Lic. Schmauch, jetzt Theologieprofessor in Greifswald, stand bereits mitten drin in der kirchlichen Wiederaufbauarbeit, da packte ich mit an. Die Kirchenleitung sammelte die Pfarrer und erließ Rundbriefe an die Gemeinden. Es war schwierig, Papier für die Briefe zu bekommen. Und es war noch schwieriger, die Rundbriefe an die Gemeinden gelangen zu

lassen. Wir glaubten an die Möglichkeit einer Koexistenz und eines Zusammenlebens mit den Polen. Im Blick auf die Verhandlungen mit den polnischen und russischen Verwaltungsstellen riet ich, neue Amtsbezeichnungen einzuführen. Bischof, Dekan, Provinzialvikar waren Amtsbezeichnungen, die die Polen kannten und bei ihnen viel galten. In Breslau konstituierte sich eine neue Kirchenleitung mit Präses Hornig, der durch die Synode zum Bischof gewählt wurde. Mit der Verantwortung für die geistliche Betreuung der Gemeinden in Süd-Niederschlesien wurde Lic. Schmauch in Bad Warmbrunn beauftragt. Die Ernennungsurkunde zum Bevollmächtigten und Dekan durfte ich ihm aus Breslau überbringen. Ich wurde von der Kirchenleitung zum Provinzialvikar mit dem Sitz in Bad Warmbrunn ernannt.

Durch den Bevollmächtigten, Dekan Lic. Schmauch, wurde ich nun im Gottesdienst in der Warmbrunner Kirche unter Beteiligung einer großen Gemeinde in dieses Sonderamt der Kirchenleitung feierlich eingeführt.

Die freigewordene Wohnung des Superintendenten Class wurde mir zur Verfügung gestellt. Verpflegt wurde ich von den lieben Diakonissen im Altersheim „Harmonie“. Durch kirchliche Rundschreiben ließ ich nach meiner Familie weiterforschen.

Wo evangelische Gottesdienste gehalten werden wie in Breslau und Bad Warmbrunn strömen die Gemeindeglieder, Männer, Frauen und Kinder, halb verhungerte Gestalten, in die Gottesdienste. Das Verlangen, das Evangelium zu hören, zu singen und zu beten, ist groß. Die meisten besitzen nicht mehr, als was sie auf dem Leibe tragen. Ich bin mit der Ausstellung von Ausweisen und Dienstaufträgen in Russisch und Polnisch für die Amtsbrüder und die kirchlichen Mitarbeiter beschäftigt. Ohne „Papiere“ ist es gefährlich, sich auf die Straße zu wagen. Wir versuchen bei den russischen Kommandanturen und den polnischen Verwaltungsstellen die Beseitigung von Hindernissen und die Genehmigung für die kirchliche Arbeit zu erwirken. Gott segnet unseren Dienst. Wir begegnen uns als Brüder und Schwestern in Christus.

Es muß gehandelt werden. Der Hunger der Restgemeinden nach dem Wort Gottes ist groß. Die Kirchenleitung beschließt, alle Pfarrer, die erreichbar sind, aus dem Westen in die verwaisten Gemeinden zurückzurufen. Ich werde beauftragt, den Ruf der Schlesischen Kirche ihnen zu überbringen. Es ist der 25. Juli 1945. Ich lese im Altersheim „Harmonie“ mit den Diakonissen und Alten Matthäus 20, 20–23. Wir versetzen uns im Geist in die Zeit der verfolgten Kirche.

Am nächsten Morgen breche ich auf. Auch wir tragen den Kopf unter dem Arm. Ich radle durch die Dörfer. In jedem Dorf komme ich mit Landsleuten ins Gespräch und frage nach dem kirchlichen Leben. Überall wohnen noch

einige Menschen. Die Pfarrhäuser sind entweder leer oder es hausen darin Ausländer und Fremde. Auf einem Friedhof wird gerade ohne Pfarrer eine Beerdigung gehalten. Die Männer und Frauen beten laut das Vaterunser. Nun gelange ich an die Neiße. Wieder muß ich mit den Kontrollposten verhandeln. Aufgefallen war ich durch mein großes Postpaket, das ich in einem Sack mitführte. Daß es mir gelang keinen Verdacht auf Spionage aufkommen zu lassen, war gütiges Geschick. Ich hatte ja auch nur Briefe von Gemeindemitgliedern die ihre Angehörigen suchten und einige Schreiben der Kirchenleitung. Der Kontrollposten auf der Neißebrücke ließ mich nach anfänglichem Mißtrauen nach dem Westen durch. Die Begründung: ich habe als Provinzialvikar im Auftrage der Kirche Geistliche zu holen, damit die Menschen nicht ohne das Wort Gottes bleiben, findet Verständnis. Das erste Hindernis war genommen. Mit der Post konnte ich viele Familien zusammenführen.

In Dresden angekommen, werde ich im Hause des sächsischen Landessuperintendenten Lic. Lau, jetzt Theologieprofessor und Präsident des Gustav-Adolf-Werks in Leipzig, gastfreundlich aufgenommen. Am nächsten Tag darf ich im Pfarrkonvent über die Lage der schlesischen Gemeinden berichten und den Ruf der Heimatkirche an die schlesischen Pfarrer, die sich in Sachsen aufhalten, bekanntgeben. So sind etliche Amtsbrüder unter Lebensgefahr nach Schlesien zurückgekehrt, obwohl sich die sächsische Kirchenleitung außerstande sah, für die Familien dieser Pfarrer zu sorgen. Gesorgt wurde nur für die Pfarrer mit ihren Familien, die ein sächsisches Kirchenamt ausübten.

Mein Auftrag geht weiter. Ich muß nach Bayern reisen, um auch dort mit schlesischen Pfarrern Verbindung aufzunehmen und ihnen die Dringlichkeit einer Rückkehr nach Schlesien vorzutragen. Im Güterzug im offenen Waggon komme ich bis zur Endstation bei Hof. Meine Versuche, legal die Zonengrenze zu passieren, scheitern. Nun suche ich eine weniger bewachte Grenzstelle. Damit verbringe ich einen Tag und eine Nacht. Das Moos ist mir ein Bett in Stunden der Müdigkeit, der Regen wäscht mich, und die Sonne trocknet und wärmt mich. Ich suche in meinem Gepäck nach etwas Eßbarem. Ich finde aber nur noch ein Stück trockenes Brot. Noch weiß ich nicht wie ich nach Bayern herüber komme, aber ich weiß, daß der Herr mich führt. — Die Ernte ist voll im Gange. Ich denke an unser Zuhause vor der Ernte, da ging mein Vater, wenn das Wetter es erlaubte, am Sonntag über die Felder, suchte sie auf und grüßte sie, wie man Kameraden grüßt. Am Fuße des Hügels blieb er dann im Schatten der Pappeln, um auszuruhen. Jede Wiese hatte ihre eigene Geschichte. Jeder Acker hatte seine eigene Vergangenheit. Da war ein Acker ein langer Riemen. Am Ende wuchs eine buschige Hecke, der Nistplatz der Singvögel. Dort am Feldrain stand ein mildsaurer Roggenapfelbaum. Wie oft haben wir an seinen Früchten unseren Durst gestillt. Jetzt entschließe ich mich, in der Nacht über die Zonengrenze zu gehen. Außerhalb des Dorfes unter einer Tanne im Wald warte ich die Mitternacht ab. Dort treffe ich einen Heim-

kehrer, der auch nach dem Westen will. Wir verstecken uns in einem Busch. Endlich schlägt die Kirchturmuhr 12 mal. Es ist Mitternacht. Langsam teilt sich die Wolkendecke, einzelne Sterne glitzern. Vom Dorf her hört man Musik und Gesang der Russen. Ich bete zu Gott um Schutz. Wir stehen auf und schleichen durchs Moos, überqueren einen Weg und laufen über ein Stoppelfeld bis zur nächsten Wiese. Das Fahrrad mit dem Postack schleife ich mit. Der Kamerad kriecht hinter mir, alle paar Schritte gehen wir in Deckung hinter den Roggenpuppen. Der Mond macht die Gegend viel zu hell. Da kommt eine Wiese, davor schlängelt sich ein Bach. Der Boden ist sumpfig. Es wird dunkler. Da ruft ein russischer Posten: „Stoi!“ Und es fallen auch schon die ersten Schüsse. Im Nu liegen wir. Das Maschinengewehr rattert. Ich robbe durch die sumpfige Wiese. Maschinengewehrgarben peitschen über meinen Kopf. Ich kann nicht mehr und bleibe eine Weile liegen. Der Posten schießt. Ich bete: „Herr, erbarme Dich meiner!“ Dann richte ich mich auf und laufe mit den letzten Kräften. Das Fahrrad mit dem Gepäck habe ich liegen lassen müssen. Es geht nur noch um das nackte Leben. Plötzlich stehe ich vor einem Bauernhof. Ein Köter hat mich entdeckt und kläfft. Der Hof ist von einem hohen Zaun umgeben. Ich springe über den Zaun. Der Hund hat sich inzwischen beruhigt. Es wird nicht mehr geschossen. Es ist still geworden. Der Mond zeigt sich. Ich denke, wo mag mein Kamerad geblieben sein? Ob ich schon in Bayern bin? Wieder fallen einzelne Schüsse. Meine Beine zittern, das Herz schlägt schnell. Ich versuche festzustellen, wo ich bin. Die Haustür ist verschlossen. Aber die Stalltür ist offen. Es ist Hochsommer. Ich krieche in den Stall zwischen die Kühe, um mich zu wärmen. Ich bin unruhig, denn ich weiß noch immer nicht, wo ich bin. Ganz naß bin ich und friere. Im Stall ist es warm. Die Kühe liegen und mahlen. Ab und zu klirren die Ketten. Ich muß mir Gewißheit verschaffen. So schleiche ich zum Hof hinaus und klettere über den Zaun und laufe um den Hof herum und schaue, ob irgendwo eine Fahne zu sehen ist. Es ist keine da. In Thüringen waren alle Häuser beflaggt. Daraus schließe ich, daß ich auf bayerischem Boden bin. Gegen Morgen kommt der Bauer in den Stall, sieht mich und erzählt, daß er die Schüsse in der Nacht gehört habe; da das aber öfters vorkomme, sei er still. Es gebe auch immer wieder Verletzte und Tote. Am Tage stelle ich fest, in welcher Gefahr ich in dieser Nacht geschwebt habe. Einige Meter vom Bauernhof entfernt steht eine Hütte des russischen Kontrollpostens. An jenem Sonntag konnte ich nur immer wieder beten: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte! Der Herr hat meiner nicht vergessen; vergiß mein Herz, auch seiner nicht!

Das Fahrrad fehlt mir sehr für die Weiterfahrt. Per Anhalter und zu Fuß erreiche ich Wunsiedel und die Verbindung mit einer gößeren Gruppe schlesischer Pfarrer in Bayern. Dem Ruf der Kirchenleitung nach Schlesien zurückzukehren, zeigen sich die Amtsbrüder aufgeschlossen. Die mehrsprachigen Dienstausweise habe ich mitgebracht.

Mein Auftrag ist ausgeführt. Ich trete die Rückreise nach Schlesien an. Da die Zonengrenze hermetisch abgeschlossen ist, ist der Übergang schwer. Ein Möbelwagen, der für die Evakuierung einer Familie an der Zonengrenze eingesetzt ist, nimmt mich als Möbeltransporteur verkleidet in das nächste thüringische Dorf mit. Es ist ein gefährliches Experiment, aber es gelingt. Von der nächsten Bahnstation fahre ich mit der Bahn nach Gotha, um in Thüringen den Ruf der Schlesischen Kirchenleitung zu überbringen. Auch da finde ich Verständnis für die Not unserer Restgemeinden.

Überall werden mir Briefe mitgegeben, so daß wieder ein Sack zusammen kommt. An der Neißegrenze wiegt er etwa 20 kg. Es sind alles Briefe von vertriebenen Gemeindegliedern an ihre Angehörigen in Schlesien. Der Postbotendienst hätte mich diesmal um ein Haar das Leben gekostet. „Sie sind ein Spion!“ „Ich schieße Sie tot!“ schreit der polnische Grenzposten mich an. „Um Gotteswillen, haben Sie Erbarmen! Die Briefe sind von Gemeindegliedern, von Müttern und Vätern an ihre Kinder! Sie haben doch auch einen Vater und eine Mutter!“ sage ich ihm. Darauf er: „Die Deutschen haben meine Mutter und meinen Vater ermordet!“ Ich erwidere: „Ich bin ein Diener Gottes und verkünde das Evangelium von der Feindesliebe Jesu. Die Deutschen haben das Gebot Gottes: „Du sollst nicht töten,“ übertreten. Gott straft sie dafür und sie werden am Jüngsten Tage gerichtet werden. Wollen Sie auch töten und auch in die Hölle gehen wie die Deutschen, die Ihre Eltern umgebracht haben? Der Posten richtet noch immer den Gewehrlauf gegen mich und tobt vor Zorn. Ich falte die Hände: „Herr, du hast verheißen: So du ins Feuer gehst, sollst Du nicht brennen! — Herr erbarme Dich!“ — Jesus hat Ihre Mutter und Ihren Vater in die Herrlichkeit Gottes aufgenommen und er will auch Sie in den Himmel nehmen. Bei dem Namen Jesus fällt sein Gewehr zu Boden. Er reicht mir die Hand. Ich bin gerettet. Er bittet mich noch, ich möchte für ihn beten. Ich darf weitergehen. Den Sack mit den Briefen aber wirft er in den Fluß. Ich erlebe mit dem Psalmsänger: „Wenn ich dich anrufe, so erhörst du mich.“ Nach diesem Erlebnis brauche ich viel Kraft und Trost, doch ich erlebe ihn: „Ich will euch trösten, wie einen eine Mutter tröstet.“ Seit dieser Stunde weiß ich mehr vom Tode, aber auch von meinem Heiland.“ „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“

Wieder betrete ich den schlesischen Heimatboden. Auf den Straßen bewegen sich in Richtung Westen Kolonnen von Menschen, von polnischen Soldaten bewacht. Eine Herde Vertriebener. Mit diesen Menschen geht die Heimat mit.

Der Zug schwillt an und wird immer länger. Wer könnte je solch eine Prozession vergessen? Schleppende Schritte, Stöhnen und scheues Flüstern. Ganze Dörfer sind unterwegs. Kinder ziehen einen Handwagen mit ihrer sterbenden Mutter. Am Straßenrand schaufelt ein alter Mann ein Grab. Daneben liegt seine tote Frau. Ich sehe aber nicht nur Leid sondern auch Gottergebenheit.

Ich habe das Gefühl, als umarme ich in diesen Tagen die sterbende Heimat. Die Sicherheit und aller Schutz sind dahin. Die Menschen gehen durch eine Hölle. Immer wieder peitschen Schüsse. Ich hätte laut schreien und die Ehrfurcht vor dem Menschen und die Liebe Gottes auf den Straßen verkündigen sollen! Man wird nicht Unrecht mit Unrecht gut machen können!

Aus der Ferne sehe ich den Kirchturm von Bad Warmbrunn über der Stadt gegen den blauen Himmel leuchten. Im Hintergrund ragt die Schneekoppe. In Warmbrunn werden die Gottesdienste noch wie zu Luthers Zeiten gehalten. Wer weiß wie lange noch? Ich erstatte dem Dekan Lic. Schmauch Bericht. Wir danken dem Herrn für alle Führungen. Es ist Sonntag. Die Glocken läuten. Das Orgelspiel durchströmt mich mit Dankbarkeit. Am Abend, dem 5. August, es ist der 10. Sonntag n. Tr., halte ich in der „Harmonie“ eine Abendandacht. Wir lesen Lukas 19, 41–48. Das Bild Jesu steht vor uns. Jesus sieht Jerusalem an und weint. In Jerusalem hat Jesus gepredigt und das Volk hat ihn nicht angenommen.

In Bad Warmbrunn wie in den Riesengebirgsdörfern glimmt noch Hoffnung. Wir wollen durchhalten und in der Heimat bleiben. Die Bauern halten sich an ihre Arbeit, obwohl sie mitunter in einer einzigen Stube vielköpfig zusammen gedrängt wohnen müssen, da Polen sich die Wohnung angeeignet haben. Sie schaffen, obwohl sie fühlen, daß ihre Arbeit umsonst ist und andere ernten werden, wo sie gesät haben. Die Heimat liegt im Sterben. Es kommen fremde Menschen und nehmen, was vorhanden ist. Russen fahren mit Lastwagen vor die Häuser, springen heraus, schreien, laden Möbel auf und fahren ab. Ge spensterhaft sehen die Gutsschlösser aus. Der herausgezerrte Hausrat liegt herum dem Wetter preisgegeben. Ich finde auf einem Feldweg eine kostbare Familienbibel liegen. Niemand will es glauben, daß Schlesien bis zur Neiße polnisches Land werden soll. Die Polen kommen und nehmen Häuser und Höfe. Sie sagen, daß man ihnen auch so getan habe. Die polnische Währung wird Zahlungsmittel. Die Nahrungsmittel werden mit jedem Tag knapper. Die Deutschen müssen am linken Oberarm ein Kennzeichen tragen. Auf den Dächern leuchten rotweiße Fahnen. Unterwegs verliert mancher seine letzten Kleider, Schuhe und sein letztes Geld. In dieser Zeit lernen wir beten wie in der Verfolgungszeit der Urkirche.

Unvergeßlich bleibt mir eine Kirchenvisitation mit Dekan Lic. Schmauch in verschiedenen Gemeinden Niederschlesiens. Wir gehen zu Fuß von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und suchen Amtsbrüder und kirchliche Mitarbeiter auf. Die Häuser sind ausgeplündert und liegen kniehoch voll Gerümpel. Weit hin menschenleeres Land. Auf den Feldern das ungeerntete Getreide. Bombenlöcher auf den Straßen, zerrissene Bäume, ausgebrannte Ortschaften. Ein paar verängstigte Menschen in verfallenen Häusern. Nach einer Tagestour erreichen wir durchnäßt bis auf die Haut ein gut erhaltenes Dorf, wo wir übernachten

können. Es ist uns schwer vom Wachen zum Schlafen überzugehen. Jeder Schritt in der Nacht bringt Unruhe. Immer sprungbereit müssen wir sein. Bewegungslos kauern wir in den Betten. Tappende Schritte. Schrecken lähmt uns. Ein polnischer Milizsoldat erkundigt sich nach den Nachgästen. Als er hört, daß wir Geistliche sind, geht er davon. Das Gefühl der Unruhe ist von uns gewichen. Stocksteif lassen wir uns in die Betten fallen. Nur noch die Mäuse- und Rattenplage setzt uns in der Nacht zu. Nach einer Dienstbesprechung mit den kirchlichen Mitarbeitern ziehen wir weiter. So geht es eine ganze Woche lang. Immer das gleiche Bild: Angst und Elend. Schlesien hat in einem Jahr mehr an menschlichem Leid gesehen als in tausend Jahren. In einer Gemeinde dürfen wir in der Kirche mit den Mitarbeitern zusammen beten. Es ist unsere Zuversicht: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr dein Erbarmer.“ Gestärkt durch Gottes Wort und Gebet ziehen wir in die nächste Gemeinde, vorbei an verwahrlosten und vergessenen Friedhöfen. Wir stolpern weiter die Straßen entlang bis hinein in die Dämmerung.

In Angst und Sorge vergeht jeder Tag. Viele Familien sind bereits auf die Straßen gejagt und ins bittere Elend gestoßen worden. In lärmendem Entsetzen warten die noch in ihrem Heim gebliebenen, bis sie an die Reihe kommen. Alles nimmt man ihnen, nur den Glauben nicht. Mit wenigen Ausnahmen bestehen die Gemeindeglieder die schweren Glaubensproben in der Gewißheit, daß der Herr sie nicht verlassen wird. Alles Eigentum wird ihnen genommen bis daß nicht ein Becher übrigbleibt. Wir können die Visitation ohne nennenswerte Hindernisse durchführen. Mit Talar und Kreuz wandern wir durch Süd-Niederschlesien über Goldberg, Liegnitz, Haynau bis Bunzlau. Immer mehr schrumpfen die Gemeinden zusammen, die Pastoren fehlen. Die meisten sind irgendwo in Gefangenschaft, die übrigen vertrieben. Viele tapfere Männer und Frauen können wir willig machen, den Dienst eines Lektors in ihren Restgemeinden zu übernehmen. Die geistliche Betreuung der verwaisten Gemeinden stellt uns schwere Aufgaben.

Der bevorstehende Winter bereitet unserem Altersheim „Harmonie“ Sorgen. Das Altersheim ist überbelegt. Täglich kommen alte Leute neu hinzu. Gemeindeglieder, die aus ihrer Wohnung vertrieben und nicht gehfähig sind, ziehen ins Altersheim. So ist es vom Dachboden bis zum Keller überfüllt. Es ist letzte Zuflucht für viele. Die Tagesmahlzeiten sind noch halbwegs gesichert. Aber wie lange noch? Für den Winter sollen Vorräte beschafft werden, aber wie? Wenig Brot ist vorhanden, und die ansteigenden Preise und die Entwertung der Mark zwingen die Menschen, die letzten versteckten Wertsachen herzugeben. Es muß alles getan werden, um wenigstens mit Kartoffeln und Kohlen das Altersheim zu versorgen. Meine Verhandlungen mit den neuen Behörden führen nicht zum Ziele. Ich mache mich auf den Weg, um einzukaufen. Und wirk-

lich, es gelingt mir bei den Russen in der Zellwollfabrik Kohlen und bei den Polen auf einem Gut Kartoffeln für das Altersheim „Harmonie“ zu bekommen. Auch hier dürfen wir erfahren, daß der Herr Menschenherzen öffnen und Gebete erhören kann. Ein einziges Dankgebet erfüllt unser ganzes Haus. Wir haben einen Kellervorrat an Kohlen und Kartoffeln. Einiges wird sorgfältig versteckt. Die Diakonissen fühlen sich reich und glücklich, daß sie so viele alte Menschen ernähren können. Sie sammeln außerdem fleißig Pilze und trocknen diese.

Ein nicht abreibender Menschenstrom aus dem Osten flutet täglich ins schleische Land ein. Fremde Menschen ergreifen Besitz von Haus und Hof und verdrängen die ansäßige Bevölkerung. Wir dürfen vielen Gemeindegliedern in dieser schweren Stunde helfen, ihr Schicksal lindern, ja sogar das Leben retten. Ich sehe in tiefste Abgründe der Menschenseele. Eines Tages werden alle Straßengänger vor der Warmbrunner Kirche aufgefangen und auf Lastkraftwagen aufgeladen und fortgefahren. Ich sehe das alles aus dem Pfarrhausfenster, gehe im Talar hinzu und bitte im Namen Jesu, mit diesem schrecklichen Treiben aufzuhören. Ein polnischer Milizoffizier gibt daraufhin Befehl und schickt die Frauen wieder heim. Ich höre die nach ihrer Mutter schreienden Kinder. Man muß wohl alles verlieren, so besitzlos wie ein Toter werden, um zu erkennen, wie wenig alles Irdische wert ist.

Die Garten- und Feldfrüchte reifen heran. Die Getreideernte ist vorbei, und nun werden die Kartoffeln gelesen. Wohin man schaut ist Schönheit und Friede in der Natur im Reiche Rübezahls. Dieselbe alte Sonne spendet alle Tage Wärme und Licht und derselbe Mond erhellt die Nächte. Es ist der 29. September, Michaelis. Ich halte im Altersheim über Offenbarung 12, 7–12 eine Andacht. Die Menschenwelt ist voller Teufeleien. Wir aber haben teil an Jesu Sieg. „Der Fürst dieser Welt, wie saur er sich stellt, tut er uns doch nichts; das macht, er ist gericht: ein Wörtlein kann ihn fällen.“ Das Wort Gottes schenkt Trost und Kraft.

Es wird Herbst. Zu Hause bei meinem Vater ist um diese Zeit die letzte Garbe längst unter Dach. Da hat mein Vater bereits die Körner aus den Stiefeln geschüttelt und das letzte Fuder heimgeführt. In den Riesengebirgsdörfern sieht man seit Tagen Männer und Frauen die Körbe und Kartoffelsäcke von den Furchen nach Hause schleppen. Ein Bub spaziert hinter einer Kuh auf der Weide her mit einer langen Geißel in der Rechten und unterm linken Arm ein Säcklein mit Birnen. Es ist ein seltes Bild. Erinnerungen aus meiner eigenen Hütebubenzeit werden in mir wach. Es ist der 7. Oktober. Die Restgemeinden feiern Erntedankfest. Die Gottesdienste sind gut besucht und die Altäre mit Früchten geschmückt. Die Bauern müßten mit der Herbstaussaat beginnen. Wieviele werden es noch tun dürfen? Ich muß daran denken, daß wir der Acker sind, auf dem der Ewige Samen sät.

Wieder gehe ich auf Dienstreisen. In Breslau bin ich zu Gast beim Amtsbruder Kirchenrat Fränkel im Pfarrhaus der Magdalengemeinde, jetzt Bischof in Görlitz. Die Kirche ist eine Ruine, das Parrhaus ist sehr mitgenommen, ohne Fensterscheiben. In Breslau forsche ich nach der Jahnschule, die ich als Schüler besuchte und nach der ehemaligen Wohnung meiner Schwiegermutter auf der Kronprinzenstraße. Überall aber stehe ich vor Trümmern. Die ganze Stadt gleicht einem Schutthaufen. Die letzten Breslauer werden strassenweise aus ihren Wohnungen vertrieben und in Richtung Neiße in Marsch gesetzt. Der Anblick ist erschütternd. Wie durch ein Wunder ist das Gebäude des Konistoriums auf dem Schloßplatz unversehrt erhalten geblieben. Ich nehme an einer Dienstbesprechung mit Bischof Hornig und Stadtdekan Lic. Conrad, jetzt Theologie-Professor in Bonn, teil. Im Auftrage der Kirchenleitung suche ich dann die Amtsbrüder in Schweidnitz und Jauer auf. Die prächtigen Friedenskirchen stehen noch.

Es ist der 28. Oktober, Tag Simons und Judas. Wir sammeln uns in der „Harmonie“ um das Wort Gottes aus Johannes 15, 17–21. Je mehr Jesus die Menschen geliebt hat, desto mehr wurde er abgelehnt. Wir aber wollen in dieser Liebe bleiben und einander helfen, daß wir die Krone des Lebens nicht verlieren.

Etwas Einzigartiges erlebt Schlesien. Es gibt eine blühende Evangelische Kirche ohne Pfarrer. Laien halten die sonntäglichen Gottesdienste. Von weit her kommen die Gemeindeglieder regelmäßig zum Gottesdienst zusammen. Lektoren predigen, halten Abendmahlsfeiern, Begräbnisse und erteilen Religions- und Konfirmandenunterricht. Ein gelähmter Lektor gibt in seiner Wohnung Kindern Religionsunterricht. Von den etwa 2200 evangelischen Kirchen und kirchlichen Gebäuden sind in jener Zeit nur noch wenige in evangelischem Gebrauch. Heute sind bis auf etwa 25 alle anderen in der Hand der kath. Kirche. Diese urchristliche Laienkirche der evangelischen Deutschen aber ist durch die laufenden Ausweisungen und Abwanderungen zum Tode verurteilt.

Es ist Reformationstag. Ich lege der Andacht in der „Harmonie“ Römer 3, 19–28 zugrunde. Die Insassen des Altersheims gehören allen Ständen und Berufen an. Wir vertiefen uns in Sinn und Auftrag der Reformation. Die Völker sind Gottes Schöpfung. Die Sünde trennt sie. Jesus aber verbindet und eint die Völker. Die Kirche lebt, solange die Gemeinden leben. Aber Christus lebt auch über sie hinaus.

Dichter, weißer Nebel hängt tief herab. Es liegen arbeitsreiche Tage hinter mir. Ich wandere hinaus. Ich will allein sein und gehe durch den Warmbrunner Park spazieren. Feierliche Stille umfängt mich. Ich denke an die Zukunft. Auf dem Wege liegen Kastanien neben ihren geplatzten Stachelschalen, die neues Leben umschließen und Bäume werden möchten. Still steht Busch

und Baum, einsam liegen Wege und Wiesen. Es ist November. Die Natur ist schweigsam geworden. Im Nebel entschwinden Berg und Tal den Blicken. Es ist gut, den Weg zu wissen. Im Nebel höre ich den Schrei einer Frau. Was mag ihr zugestoßen sein? Es ist umheimlich und gefährlich in dieser Zeit im Nebel spazierenzugehen. Ich begegne General a. D. von Puttkammer, der sich von der Arbeit kommend auf dem Heimweg befindet. Der General muß sich täglich auf Anordnung der Kommandantur zur Arbeit melden. Wir gehen zusammen; es wird ein feines Gespräch. Man glaube nicht, wie lohnend ein Spaziergang im Nebel sein kann. Die Landschaft ruht gleichsam in sich und entschwindet dem Beschauer. Die Menschen rücken, wenn sie sich begegnen, enger zusammen. Sie merken, daß ihr Weg zugleich Sinnbild ist. Wir merken, unsere Zukunft liegt in dieser leidvollen Zeit im Nebel wie dieses Land. Neu wird mir gewiß: Er, der Eine macht unser Leben licht!

Die sinkende Sonne erhellte noch einmal Berg und Tal mit ihrem rötlichen Feuerschein. Der Mond beginnt hinter den Wolken zu wandern. Nachts liege ich viele Stunden wach. Am nächsten Morgen strömt Regen vom verhangenen Himmel. Auf dem Weg ins Pfarrhaus denke ich an die Meinen. Wie mag es ihnen gehen? Die Heimat kann man nicht wechseln wie ein Kleid. Vielleicht kommen sie doch noch nach Warmbrunn. Da hätten wir jetzt eine schöne und möblierte Wohnung. Die Zeiten sind zwar unruhig, aber es wird sich doch wieder alles beruhigen. Noch ahne ich nicht, Welch gute Nachricht auf mich wartet. In den Abendstunden kehrt die treue Sekretärin der Kirchenleitung Frl. Knauerhase von ihrer Breslau-Reise zurück. Fäulein Helene Knauerhase, vordem Sekretärin von Bischof D. Zänker in Breslau, hat nach Kriegsende in Warmbrunn die schriftlichen Geschäfte der neuen Kirchenleitung weitergeführt. Da sie dank ihrer langjährigen Mitarbeit im Konsistorium Breslau mit allen kirchlichen Fragen vertraut war, ist ihr Dienst für die Schlesische Kirche in den schwersten Tagen ihrer Geschichte besonders wertvoll. Ihre Kurierdienste zwischen Bischof Hornig in Breslau und der Zweigstelle der Kirchenleitung in Warmbrunn, ihre aufopfernde Hingabe und Liebe zur Schlesischen Kirche bleiben unvergessen. Sie bringt von der Kirchenleitung die Anschrift meiner Frau mit. „Meine Familie lebt!“ Mein Herz jaucht vor Freude. Das Erlebnis erschüttert mich so, daß ich es nie vergessen werde. Das Glück erwartet zu werden, breitet über alle bisherigen Schrecknisse milde Freude. Es ist mir, als ob eine unsichtbare Hand reiche Gnade über mir ausschüttet. Den ganzen Tag bin ich frohen Sinnes. Ich beginne durch den Nebel hindurch einen neuen Weg zu erkennen. Die Meinen leben! Sie waren verloren und sind wieder gefunden, sie waren tot, und nun sind sie wieder lebendig geworden. Mir war als sei ich in ein neues Leben zurückgekehrt. Ein feines Rieseln von Regen schlägt gegen die Scheiben. Durch mein Herz geht ein Strom von Freude: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren. — Lobe den Herren, der alles so herrlich regiert, der dich auf Adelers Fittichen sicher geführet.“

Der erste Schnee treibt über das Riesengebirge. Oben auf der Schneekoppe und den Berghängen glänzt es weiß. Am 21. November begehen wir mit den Restgemeinden Buß- und Betttag und sonntags darauf den Totensonntag. Die Landschaft ist wie mit Deckweiß betupft. Es ist der 30. November, Andräe. Wir sammeln uns im Altersheim um das Wort Gottes Matthäi 4, 18–22. Andreas hört den Ruf Jesu in das Reich Gottes und nimmt ihn an. Dieser Ruf ergeht seitdem an alle Menschen an allen Orten, wo das Evangelium verkündet wird.

Die Berge sind verschneit, die Bäche und Seen zugefroren. Es ist der Samstag vor dem 1. Advent. Die Blätter auf den Bäumen und Büschchen, wo sie noch nicht abgefallen, leuchten röter als Blut. Es geht ein kühler Wind. Die Straßen und Dörfer sind menschenleer. Ich wändere zu Fuß und schiebe dabei ein Fahrrad mit einem großen Rucksack voller Sachen. Neben mir geht die Gemeindehelferin von Warmbrunn. Unterwegs schließt sich uns, wie verabredet, ein Diakon an. Der Regen geht in Schneegestöber über. Ich habe das Gefühl, als schleppten wir ein Kreuz hinter uns. Wir sind erschöpft. Da biegt ein Fuhrwerk aus einer Dorfgasse auf die Landstraße ein. Wir winken. Der Kutscher hält. Ich bitte, uns mitzunehmen. Auf seine Frage in Polnisch, wer ich sei? gebe ich zur Antwort: „Wie er ja sehe, sei ich ein Diener Gottes.“ Ich trage über dem Talar das Kreuz des Provinzialvikars. Wir dürfen aufsteigen. Das nächste Dorf ist in Sicht. Wir sind nahe der Grenze. Da ist ein Schlagbaum und ein polnischer Kontrollposten. Der Kutscher verhandelt und erklärt, daß er einen hohen Geistlichen mit seinen Begleitern fahre. Wir werden nicht kontrolliert. Unser Gepäck bleibt unberührt. An einer Schmiede am Ufer der Neiße in der Nähe von Görlitz steigen wir aus. Der Diakon ist aus dieser Gegend. Er kennt jede Wiese und jeden Baum. Am westlichen Ufer steht sein Vaterhaus. Man kann es sehen. Er nimmt mein Gepäck und watet durch die Neiße. Die Gemeindehelferin und ich passieren die Grenze über die Brücke in Görlitz. Unsere Ausweise gelten, und wir dürfen durch.

Von Görlitz bis Großenhain fahre ich die ganze Nacht mit der Bahn. Man verliert keinen Augenblick das ängstliche Bangen. Überall sind Menschen, die ununterbrochen über das Verlorene jammern und von Plünderungen berichten. Im Zug erzählen elternlose Kinder, wie ihre Mutter und Vater umgekommen sind. Der Vater habe sich dazwischen geworfen, als Betrunkene über die Mutter herfielen. Ich versuche, die Kinder zu trösten. Vielerlei geht mir in jener Nacht durch meinen verstörten Sinn. In Dresden muß ich auf den Zuganschluß nach Großenhain warten. Im Wartesaal sitzen hunderte von Männern, Frauen und Kindern mit ganzen Stößen von Gepäck. Sie alle sind unterwegs. Wohin? Draußen ist Schnee und Frost.

Am 1. Advent gelange ich endlich zu den Meinen in Großenhain. Es kommt der Augenblick, da ich an der Tür schelle. Es ertönt ein Freudenschrei! Es ist schönster Festtag! Wir können das Glück kaum fassen. Wir danken dem

Herrn. Gott meint es ja so gut mit uns; er liebt uns. Das ist unsere feste Gewißheit. Die bitterste Zeit ist vorbei. Am Abend nehmen wir an einer Adventsfeier mit Heiligem Abendmahl in der Kirche teil. Wir gedenken aller unserer Lieben und danken dem Vater im Himmel für alle Führungen und Bewahrungen von Herzen. Es ist uns so feierlich, so friedlich und fröhlich ums Herz.

Im schweren Leid habe ich oftmals spüren dürfen, wie die Freude am Herrn meine Stärke war. Er hat mich getröstet und meine Seele erquickt. Immer wieder schenkte mir der Herr Geduld und Kraft. Die gleiche wunderbare Erfahrung habe auch ich mit meinen Kindern und meiner Mutter gemacht, fügte meine Frau hinzu. Waren wir am Rande unserer Kräfte und todmüde nach einer anstrengenden Wanderung, so spendete uns Gottes Wort Trost und Kraft.

Am Abend sitzen wir beim Schein der Adventskerze. Meine Frau erzählt, wie lange sie ohne Nachricht von mir gewesen und wie dann eines Abends der Ortsfarrer Wermuth ein kirchliches Rundschreiben mit meiner Warmbrunner Anschrift ihr gebracht hat. Es ist das erste Lebenszeichen gewesen. Das war Anfang November. Wir waren so froh. Sogleich am nächsten Tag hat sich dann Mutter auf den Weg gemacht, um zu dir nach Warmbrunn zu reisen. Sie kam aber nur bis an die Grenze in Görlitz. Der Grenzübergang erwies sich als unmöglich. Es gelang ihr aber, einem Arbeiter, der in Ost-Görlitz schaffte, einen Brief an die Kirchenleitung in Breslau mit unserer Adresse mitzugeben. Nun erfahre ich, wie es den Meinen in den letzten Monaten ergangen ist. Beide mußten mit anderen Frauen zwangsweise in die Rübenfelder auf ein außerhalb der Stadt liegendes Gut zum Jäten marschieren. Jeden Morgen bei erster Helligkeit mußten sie antreten. Die Anmarschwege waren weit und die Arbeit in der glühenden Hitze mühselig bei der ungenügenden Kost. — So mußte ich, erzählt meine Frau, mehrere Wochen auf den Rübenfeldern Unkraut jäten. Das war keine angenehme Arbeit, aber eine noch unangenehmere folgte. Eines Tages wurde ich in die Städtische Nähstube eingewiesen. Bei gesundheitsschädlichen Dämpfen und schlechter Beleuchtung hatten wir da von früh bis spät abends mit schweren Plätteisen zu bügeln. Und das ging Monate lang. Am Abend mußte ich dann völlig erschöpft von der Last des Tages, die Kinder versorgen. Meine Mutter schaffte in der Nähstube mit. Es war ein sorgenvolles Leben. Die Frauen in der Nähstube hatten zu mir volles Vertrauen. Ein freundliches und gutes Wort hat manche verzagte Frau aufgerichtet und getröstet. Sie hatten alle schwere Nöte, mit denen sie nicht fertig wurden. Sie brauchten alle Jesus — Wie sie mir das erzählt, schlägt sie schluchzend die Hände vors Gesicht und die Kinder schauen mich mit großen Augen an und weinen auch. Ich lege die Hände um sie und weine mit. Wir werden hier nicht bleiben. Das ist unser Entschluß.

Es ist der 21. Dezember. Ich lese der Familie Johannes 20, 24—29. Thomas zweifelte an der Auferstehung Jesu, darum wird er der ungläubige Thomas

genannt. Thomas erwies sich aber in der Nachfolge als ein rechter Jünger! Können wir das auch von uns sagen?

Die Dezemberwelt draußen ist wie eine weites schmutziges Tuch. Die Landschaft ist eine riesige Fläche. Dennoch lausche ich gern dem Wind in den Bäumen. Aus unbekannten Fernen kommt er dahergezogen, weit über Meer und Land. Bald peitscht er die Bäume, bald streichelt er sie. Buchenstämme bewegen sich langsam hin und her. Am schönsten rauscht er in den Tannen. Die hohen Stämme neigen ihre dunkelgrünen Kronen einander zu, als pflegten sie geheime Gespräche. Davon singt Baum und Wind. Gern höre ich dieses Lied von Größe und Weite in den Parkanlagen an der Röder in Großenhain. Der vielstimmige Jubel der Sommervögel erfüllt nicht mehr die Luft. Nur die Kohlmeise allein singt gegen den Winter an. Warum sollen wir es nicht mit ihr halten? Haben wir doch die Verheibung, daß Gottes Güte reicht soweit die Wolken gehen, daß Er uns durch alle Nöte dieser Zeit durchtragen wird. „Gottes Barmherzigkeit hat kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und seine Treue ist groß.“ Schön ist die Musik des Windes in den Bäumen. Der dem Wind in den Bäumen lauschende Mensch ahnt, daß seine Sorgen und Leiden einst aufgehen werden in dem großen Choral, in dem die ganze Schöpfung Gottes Barmherzigkeit röhmt.

Weihnachten feiern wir in unserem kleinen Zimmer. Ich lese das Weihnachtsevangelium Lukas 2 vor. Bei den Worten: „denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge,“ stehen unsere Augen voll Tränen. Noch nie haben wir diese Worte so gut verstanden. Inbrünstig singen wir das alte Lied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Welt ging verloren, Christ ist geboren. Freue, freue dich, o Christenheit!“ Wir singen es wie etwas Neues. Wir sind glücklich. Die Kleinen freuen sich über das Spielzeug, das Mutti ihnen in der Nähstube angefertigt hat. Der Christbaum leuchtet bei der Wirtin im Nebenzimmer wie ein Wunder.

Das Jahr neigt sich dem Ende zu. Es ist der 27. Dezember. Ich sammle meine Familie an diesem Aposteltag um das Wort Gottes in Johannes 21, 19–21. Die Liebe zu Jesus zeigt sich in der Nachfolge. Wen man liebt, dem folgt man auch. Rebekka liebte Isak und daher bekennt sie: Ja, ich will mit ihm ziehen. Ruth und Naemi hatten einander lieb, darum sprach jene: „Wo Du hingehst, da will auch ich hingehen, wo Du bleibst, da bleibe ich auch.“ Haben wir Jesus lieb, so sollen wir ihm auch nachfolgen. In der Nachfolge Jesu gilt es auch, geduldig zu leiden. So erging es den Jüngern. Haben wir um Jesu Willen gelitten, weil wir ihn lieben? Durch Liebe kann man die ärgsten Feinde gewinnen. Das ist auch meine eigene Erfahrung.

31. Dezember 1945. Nach Heimkehr aus dem Jahresschlußgottesdienst zieht unsere liebe Oma einige Familienbilder aus dem Koffer. Wir betrachten sie mit Wehmut. Es sind Fotos aus der Heimat: aus Hohenlohehütte, Kattowitz, Go-

lassowitz, Breslau und Bad Warmbrunn. Unterdessen ist die Zeit des alten Jahres abgelaufen. Vom Kirchturm schlägt es Mitternacht. Die Glocken läuten, wir lauschen und fragen uns: Was wird das neue Jahr 1946 uns bringen?

Am Neujahrsfest halte ich auf Wunsch des Superintendenten von Großenhain in einer Filialgemeinde den Gottesdienst. Die Predigt halte ich über die Jahreslosung 1946: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Ich spüre im Gottesdienst, wie die Menschen überall, ob in Schlesien oder in Sachsen und sicher auch in Rußland wie in Deutschland gleiche Freuden und Leiden und dieselben Schmerzen haben. Warum vergessen das die Menschen? Warum müssen Ströme von Blut über Länder und Völker fließen? Jesus ist der Weg und die Wahrheit für die Völker. Er führt die Menschen zusammen und eint sie. Werden sie ihn annehmen? Niemand kommt im neuen Jahr zum Frieden ohne Jesus. Ohne ihn wird es keinen echten Frieden geben.

In den ersten Tagen des Januar denke ich daran, nochmals nach Schlesien zurückzukehren. Es ist aber nicht mehr möglich. Es gibt kein Durchkommen über die Grenze. Aus Schlesien bringen Vertriebene täglich neue Hiobsbotschaften. Laufend werden Gemeinden und schließlich auch die Kirchenleitung ausgewiesen. Ich fahre zum Oberkirchenrat und zur Kanzlei Kirchendienst-Ost nach Berlin und berichte über die kirchliche Lage in Schlesien. Lic. Dr. Kammler stellt mir einen Dienstausweis aus für den Zonengrenzübertritt und gibt mir ein Empfehlungsschreiben für die bayerische Kirchenleitung in Ansbach.

Einige Tage später gehe ich durch die Straßen Stuttgarts, die mir noch aus meiner Tübinger Studentenzeit bekannt sind. Ich denke an die ehrwürdige Schönheit dieser einst so prächtigen Stadt. Zwischen vielen Ruinen aber konnte ich mich kaum zurechtfinden. Inzwischen ist die Dämmerung eingefallen. Wie eine Oase in der Wüste steht das Haus Nr. 15 in der Furtbachstraße. Die Anschrift gab mir im Zug eine Diakonisse, die meinte, ich würde sonst keine Übernachtungsmöglichkeit in Stuttgart finden. Und so ist es auch. Es war nirgends ein Nachtquartier zu finden. In der Furtbachstraße 15 nimmt mich die Pfarrfamilie Horn freundlich auf. Am nächsten Morgen will ich dann weiter nach Bayern, um mich um Aufnahme in den dortigen Kirchendienst zu bemühen. Die liebe Pfarrfrau legt einen Laib Brot, ein Stück Butter, schneeweisse Semmeln und rotbackige Äpfel auf den Tisch vor mich hin und stellt Wasser auf, um Kaffee zu kochen. Was waren das für Kostbarkeiten. Seit Jahr und Tag habe ich die nicht mehr gesehen. Ganz heimatisch fühlte ich mich. Ein Glücksgefühl durchzieht mein Herz. Amtsbruder Horn ist um mich freundlich besorgt. Der Herr schenkt uns echte Gebetsgemeinschaft. Versehen mit der Anschrift des Oberkirchenrates fahre ich am nächsten Tag nicht nach Bayern, sondern nach Großheppach. Im Diakonissenhaus befindet sich eine Zweigstelle des Württembergischen Oberkirchenrats. Dort empfängt mich der damalige

Oberkirchenrat und jetzige Landesbischof Dr. Eichele. Ich werde in den Dienst der Württembergischen Kirche aufgenommen. Es ist mir als empfinge ich einen Gruß aus einer anderen Welt. Bruder Horn schenkt mir einen größeren Geldbetrag, mit dem ich den Umzug finanzieren soll. Nun kann ich meine Familie aus Großenhain holen.

In Württemberg war damals bereits Frühling. Die Sonne wärmte, der Frühlingsregen träufelte, der Frost war gewichen, die letzten Schneebrocken waren weggetaut und das alles im Januar, der die Ehre hat, in unserem Klima der kälteste Monat des Winters zu sein. In der Natur schien noch alles tot zu sein. Welke Blumen, dürres Gras, trockenes Laub. Aber beim Gang durch den Garten war es eine Freude zu sehen, wie sich die Schneeglöckchen ihren Weg bahnten und die Fliedersträucher mit schwelenden Knospen überraschten. Es waren sichere Vorboten des wiedererwachenden Lebens in der Natur. Die Spatzen führten bereits miteinander Frühlingsgespräche. Die Reihen der Krähenscharen hatten sich gelichtet. Auf einem Apfelbaum im Garten des Großheppacher Diakonissenhauses saß eine Kohlmeise und sang den Himmel an. Hoch wölbt sich der Januar-Himmel über dem Remstal. Am westlichen Horizont versinkt die Sonne mit jedem Tage später. Dann blitzt der Abendstern und der Mond geht am Osthimmel auf. So zieht alles seine Bahn weiter nach der ewigen Ordnung des Schöpfers.

Der Schnee schimmert über die Weiten. Die Meinen haben sich um mich gesorgt. Nun strahlen sie, als wären sie verjüngt. Ich bin wieder da. Wir pakken schnell unsere Habseligkeiten zusammen. Ich reiße am Kalender den Zettel ab, es ist 20. Februar 1946. Wir fahren über Bebra. Die Züge nach dem Westen sind gestopft voll und rollen Tag und Nacht. Wir sehen wieder Menschen mit Bündeln und Sachen, Güterzüge voller Menschen. Über die Zonengrenze kommen wir gut hindurch. Am nächsten Tag sind wir in Stuttgart. Wieder finde ich bei Pfarrer Horn gastfreundliche Aufnahme, diesmal mit den Meinen. Dann geht es weiter ins Mainhardter Pfarrhaus. Sich mit immer neuen Verhältnissen vertraut zu machen, sind wir nun gewöhnt. Was uns blieb, ist nur das, was wir in uns trugen, was uns aus dem Herzen niemand nehmen konnte — Jesus. Es ist uns nun zu Mute, als wären wir nach einem Sturm auf hoher See in den rettenden Hafen gelangt. Nun gilt es die ersten Schritte in eine neue Zukunft zu tun. Wie wird es Gott fügen? Wir wollen bei dem bleiben, was das Gebet des Grafen von Zinzendorf meint: „Jesu, Christe, unser Leben, mach uns selbst dir angenehm, deinem Herzen ganz ergeben und zu deinem Dienst bequem. Leit uns würdiglich der Gnade und dem Evangel; mach uns treu von Grad zu Grade und in deinen Wegen froh!“

Bald werde ich mit der Betreuung der Gemeinde Geißelhardt beauftragt. Von unseren allernächsten Angehörigen wissen wir nichts. Ich habe besondere Sorgen um meine Schwester Hilde, die daheim geblieben war. Wir haben kein

Lebenszeichen von ihr. Eines Nachts sehe ich sie im Traum zwischen Leichen liegen. Unsere Sorgen werden nun noch größer. Kurz darauf darf ich eines Morgens, als ich wieder für sie gebetet hatte, folgende Stimme hören: Nimm und lies Psalm 139, Vers 2–6! Ich rufe es meiner Frau zu, die mir die Bibel zureicht und las laut: „Ich sitze oder stehe auf, so weißt Du es; du verstehst meine Gedanken von ferne. — Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehest alle meine Wege. — Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir. — Solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch; ich kann sie nicht begreifen.“ Nun bin ich ganz getrost und gewiß: Gott hält seine schützende Hand über ihr! Einige Wochen später kommt ihr erster Brief mit der Nachricht, daß sie in ein Lager verschleppt worden war, wo sie an Typhus erkrankte und bereits aufgegeben zwischen Leichen lag, nun sei alles mit Gottes Hilfe überstanden und sie wieder frei und genesen. Zur gleichen Zeit erhält meine Frau das erste Lebenszeichen von ihrer Schwester Gerda und Familie. 1948 bekomme ich den Ruf nach Kirchheim am Ries. In dem alten Dorf Kirchheim/Ries steht das alte mit Mauern umgebene Pfarrhaus mit kleinen, hellen Fenstern. Gerade durch diese Fenster schweift mein Blick hinaus, ins Ries – nach Osten hinunter. Die Landschaft, die in allen Farben leuchtet, ist in sich geschlossen. Nur ein Weg bringt Bewegung hinein. Am blauen Himmel gleiten schimmernd weiße Wolken. Die Birken und Obstbäume bekommen grüne, frische Blätter. Auch die Linde vor dem Pfarrhaus wird grün. Vor mir erstreckt sich der Weg. Rechts und links stehen Bäume im Sonnenschein. Der Weg zieht sich abwärts ins Tal hinunter und dann steigt er wieder aufwärts einer Höhe entgegen. Auf einer anderen Seite des Berges entschwindet er in unbekannten Fernen dem Blick. Wo der Weg sich krümmt, kann das Auge ihn nicht übersehen, wohin er gehen mag. Der Weg zieht den Sinn auf sich. Es ist lohnend, einem Weg nachzublicken. Ich ziehe mit meinen Gedanken nochmals den Weg vom schlesischen ins württembergische Pfarrhaus. Ich betrachte den Weg vor mir. Wenn ihn auch Bäume beschatten von beiden Seiten, wenn sie auch immer enger zusammenrücken, je weiter ihnen der Blick folgt. Am Ende des Weges lassen sie doch ein kleines Tor noch offen, und dort leuchtet es hell auf. Es ist ein Sinnbild des letzten Weges in die Heimat zu Gott.

Josef Georg Ozanna